

selbst unter den günstigsten Voraussetzungen jenen Plänen eine zu große Bedeutung beimisst. Dürfte man Erziehung und gerechte Gesetze als gegeben betrachten, so würde die ärmere Classe eben so befähigt sein, wie irgend eine andere Classe, für ihre eigenen persönlichen Gewohnheiten und Bedürfnisse Sorge zu tragen.

Guizot's historische Aufsätze und Vorlesungen *).

Diese beiden Werke bilden die Beiträge, welche der gegenwärtige Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich bis jetzt zur Philosophie der allgemeinen Geschichte geliefert hat. Sie sind blos Bruchstücke; das erstere besteht aus einer Reihe gesonderter Aufsätze und ist also nothwendig fragmentarisch, während das zweite alles enthält, was das Publicum von einem systematischen, in einem frühen Stadium seines Fortschreitens unterbrochenen Werk besitzt, *vielleicht alles, was ihm jemals davon zu besitzen beschieden ist. Es wäre unvernünftig, wenn man es bedauern wollte, daß die Forderungen oder die Versuchungen der Politiken Mann von Schriftstellerei und Lehrkanzel in die Deputirtenkammer und das Cabinet abgerufen haben, dem man es vielleicht mehr als sonst irgend Jemand verdankt, daß Europa sich gegenwärtig des Friedens erfreut. Doch können wir nicht umhin, zu wünschen, daß ein anderer der civilisirten Welt diesen Dienst erwiesen hätte, und daß es Hrn. Guizot vergönnt gewesen wäre, seinen „Cours d'histoire moderne“ zu vollenden. Für diesen Zweck würde wahrscheinlich ein mäßiger Zeitraum der Muße genügen; denn obwohl Hr. Guizot nur über einen Theil seines Thema's geschrieben hat, so hat er dies doch in einer Weise eines Mannes gethan, der mit dem Ganzen vertraut ist. Wir finden in seiner Auffassung der europäischen Geschichte eine Consequenz, einen Zusammenhang, eine Weite des Gesichtskreises, eine „Vielseitigkeit“, wie ein Deutscher sich ausdrücken würde, zugleich mit einer vollständigen Beherrschung der Thatsachen, die für seine Folgerungen irgendwie bedeutsam sind, — und in seinen Erklärungen

*) Edinburgh Review, October 1845.

der historischen Erscheinungen eine Ueberlegtheit, eine Reife, eine Abwesenheit jeder Uebereilung und Unfertigkeit, welche uns nie bei einem Schriftsteller begegnen, der sich seine Theorien erst in dem Maße bildet, als er vorschreitet, und welche Zeugniß ablegen von einem allgemeinen Plan, der schon im voraus so gut angelegt und durchgearbeitet war, daß es den Anschein gewinnt, als ob die Arbeiten der Forschung und des Gedankens, die das Werk erforderte, schon beendigt gewesen seien, ehe noch irgend etwas davon zu Papier gebracht wurde. Wenig mehr als die bloße Operation der schriftstellerischen Formgebung scheint nothwendig, um uns als eine zusammenhängende Schöpfung des Gedankens Betrachtungen vorzuführen, die selbst in ihrem unvollendeten Zustande zu den werthvollsten Bereicherungen gezählt werden können, welche die allgemeine Geschichte je erfahren hat.

Soweit wir wissen, ist über diese Betrachtungen in englischer Sprache noch kein Bericht erschienen, der irgendwie Ansprüche auf Vollständigkeit machen könnte. Wir wollen versuchen, diesem Mangel einigermaßen abzuhelfen. Wollte man annehmen, daß dies nicht länger nothwendig ist, so hieße das allzuviel auf die vermeintliche allgemeine Verbreitung der französischen Sprache unter unserem lesenden Publicum und auf die Kenntniß vertrauen, welche selbst diejenigen, denen die Sprache keine Schwierigkeit macht, von dem Namen und Ruf der Meisterwerke des französischen Gedankens unserer Tage besitzen. Wir glauben, daß eine Bekanntschaft mit Hrn. Guizot's Schriften selbst jetzt in unserem Lande keineswegs gewöhnlich ist und daß wir englischen Lesern einen durchaus nicht überflüssigen Dienst erweisen, wenn wir sie darüber unterrichten, was sie in ihnen zu finden erwarten können.

Mit Speculationen dieser Art verhält es sich nämlich ganz anders, als mit solchen, welchen in unserer Heimath eine befestigte und längstbegründete Geschmacksrichtung entgegenkommt. Was in Frankreich oder anderswo für die Förderung der Mathematik oder Chemie geschieht, findet sofort bei den Mathematikern und Chemikern Großbritanniens Eingang und gerechte Würdigung. Es sind dies nämlich anerkannte Wissenschaften, der erwählte Lebensberuf vieler unterrichteter Geister, die stets Umschau halten und nach jedem Zuwachs an Thatsachen und Ideen ausspähen, der dem Gebiet zu gute kommt, das sie bearbeiten. Das Interesse aber, welches historische Studien in unserem Lande erregen, hat bis jetzt noch keinen wissenschaftlichen Charakter. Die Geschichte ist bei uns noch nicht über eines Stadium hinausgediehen, in welchem ihre Pflege eine Sache der bloßen Literatur und Gelehrsamkeit, nicht der Wissenschaft ist.

Man studirt sie um der Thatfachen willen, aber nicht, um diese Thatfachen zu erklären. Sie wirkt auf die Einbildungskraft, erregt ein biographisches oder antiquarisches, aber kein philosophisches Interesse. Man fühlt es noch kaum, daß historische Thatfachen gerade so wie andere Naturerscheinungen, wissenschaftlichen Gesetzen unterliegen. Das charakteristische Mißtrauen unserer Landsleute gegen alle hochfliegenden geistigen Bestrebungen, deren Erfolg nicht so gleich durch eine entscheidende Anwendung auf die Praxis geprüft werden kann, läßt sie alle umfassenden Ansichten über die Erklärung der Geschichte mit jenem Argwohn betrachten, der über alle Grenzen einer vernünftigen Vorsicht hinausgeht und ganz natürlich zur Gleichgültigkeit führt. Und so verharren wir in selbstzufriedener Unkenntniß der besten Schriften, welche die Nationen des Continents in unserer Zeit hervorgebracht haben, weil wir der Art von Betrachtungen, welcher sich die philosophischsten Geister dieser Nationen seither hingegeben haben, keinen Glauben und keine Wißbegierde entgegenbringen, selbst wenn diese Betrachtungen sich, wie in dem vorliegenden Fall, durch eine Nüchternheit und einsichtsvolle Zurückhaltung auszeichnen, die sie von der sichersten und vorsichtigsten Schule inductiver Forscher entlehnt haben.

Der Unterschied, der in dieser Beziehung zwischen dem englischen und dem continentalen Geist obwaltet, drängt sich uns in jedem Gebiet der respectiven Literaturen auf. Gewisse Vorstellungen die die Geschichte als ein Ganzes auffassen, gewisse Begriffe von einer fortschreitenden Entwicklung der Fähigkeiten des menschlichen Geschlechts, von einer Tendenz, die den Menschen und die Gesellschaft irgend einem entfernten Ziel zustreben läßt, gleichsam von einer Bestimmung der Menschheit, durchdringen die populäre Literatur Frankreichs in ihrer ganzen Ausdehnung. Jede Zeitung, jede literarische Revue oder Wochenschrift zeugt für das Vorhandensein solcher Begriffe. Sie tauchen immer zufällig auf, während der Verfasser sich dem äußern Anschein nach mit etwas ganz Anderem beschäftigt, oder sie zeigen sich als ein Hintergrund hinter den Ansichten, die er unmittelbar vertritt. Wenn der Geist des Verfassers nicht einer höhern Ordnung angehört, so sind diese Begriffe unfertig und unbestimmt, aber sie gehören offenbar einer Stimmung des Gedankens an, die so lange unter den überlegenen Geistern geherrscht hat, daß sie sich von ihnen auf die andern verbreitet hat und allgemeines Eigenthum der Nation geworden ist. Auch gilt dies nicht nur von Frankreich und von den Nationen des südlichen Europa's, für die Frankreich den Ton angibt, sondern in gleichem Maße, wenn auch in etwas verschiedenen Formen, von den ge-

nanischen Nationen. Lessing war es, der den Verlauf der Weltgeschichte „die Erziehung des Menschengeschlechts“ nannte; Herder und Kant gehörten zu den ersten, welche die Reihenfolge historischer Ereignisse als einen Gegenstand der Wissenschaft auffaßten. Die neueste Schule deutscher Metaphysiker, die Hegelianer, betrachten sie bekanntlich als eine Wissenschaft, die a priori construirt werden könne. Und wie in andern Fragen, so entlehnt auch in dieser die allgemeine Literatur Deutschlands ihre Ideen wie ihren Ton von den Schulen der höchsten Philosophie. Wir brauchen kaum zu sagen, daß in unserem Lande nichts von alledem stattfindet; die Speculationen unserer Denker und die Gemeinplätze unseres gewöhnlichen schreibenden und sprechenden Publicums sind ganz anderer Art.

Indessen selbst das insulare England gehört dem europäischen Gemeinwesen an und fügt sich, wenn auch langsam und in seiner besondern Weise, dem allgemeinen Drang des europäischen Geistes. Es machen sich Zeichen bemerkbar, die auf eine beginnende Tendenz des englischen Gedankens, sich historischen Speculationen zuzuwenden, hindeuten lassen. Diese Tendenz zeigte sich zuerst bei einigen von den Geistern, die ihre erste Anregung durch Hrn. Coleridge erhalten hatten und das erste Beispiel wurde von einer Seite gegeben, von dem es Mancher vielleicht am wenigsten erwartet hätte — von der Oxford School von Theologen. Wie wenig diese Autoren auch nach dem Titel eines Philosophen geizen mögen, wie sehr sie auch bemüht sein mögen, den wissenschaftlichen Charakter hinter dem religiösen zurücktreten zu lassen, so haben sie doch in ihrer Weise eine Philosophie der Geschichte. Sie haben eine Theorie der Welt — nach unserer Ansicht eine irrige, aber doch eine solche, als deren wesentliche Bedingung sie anerkennen, daß die Geschichte erklären soll; und sie versuchen, nach ihr die Geschichte zu erklären und haben auf dieser Grundlage eine Art historisches System aufgebaut. Wir können nicht umhin, zu glauben, daß sie damit viel Gutes gestiftet haben, wäre es auch nur dadurch, daß sie dazu beitragen, allen Theoriegründern von gleichen Ansprüchen eine ähnliche Nöthigung aufzuerlegen. Wir glauben, die Zeit wird kommen, wo man von allen Systemen, die Anspruch darauf machen, entweder die Gewissen der Menschen oder ihre politischen und gesellschaftlichen Anordnungen zu leiten, den Nachweis verlangen wird, daß sie nicht allein mit der allgemeinen Geschichte verträglich sind, sondern auch eine vernünftigeren Erklärung der Geschichte liefern, als irgend ein anderes System. Besonders der Philosophie der Gesellschaft betrachten wir die Geschichte

als das unumgängliche Mittel zur Prüfung der Wahrheit aller Lehren und Glaubenssätze und wir betrachten mit entsprechendem Interesse alle, wenn auch noch so stückweisen, Erklärungen irgend eines wichtigen Theils aus der Reihe der historischen Erscheinungen, alle irgendwie erfolgreichen Versuche, die Verwicklung dieser Erscheinungen zu entwirren, die Ordnung ihres ursächlichen Zusammenhanges zu entdecken und irgend einen Theil derselben als eine fortlaufende Kette darzustellen, in der jedes Glied durch Naturgesetze mit dem vorausgehenden und dem folgenden verbunden ist.

Unter den partiellen Leistungen dieser Art ist die des Hrn. Guizot eine der erfolgreichsten gewesen. Sein Thema ist nicht Geschichte im Allgemeinen, sondern neuere europäische Geschichte, die Bildung und der Fortschritt der in Europa bestehenden Nationen. Da er demnach nur einen Theil der Reihenfolge historischer Ereignisse umfaßt, so muß er auf den Versuch verzichten, das Gesetz oder die Gesetze zu bestimmen, welche die gesammte Entwicklung leiten. Wenn es solche Gesetze gibt, wenn die Reihe von Zuständen, welche die menschliche Natur und Gesellschaft durchzumachen bestimmt ist, durch die ursprüngliche Beschaffenheit der Menschheit und durch die Verhältnisse des Planeten, auf dem wir leben, mehr oder minder genau festgestellt ist, so kann die Ordnung dieser Reihenfolge nicht durch die moderne oder die europäische Erfahrung allein entdeckt werden, sondern muß so weit als möglich durch eine Gesamtanalyse der ganzen Geschichte und der ganzen menschlichen Natur ermittelt werden. Ein so hohes Ziel hat sich Hr. Guizot nicht gesetzt, aber als vorbereitende Studien betrachtet, welche die Erreichung dieses Zieles fördern und erleichtern sollen, sind seine Schriften höchst werthvoll. Er sucht nicht die letzten, sondern die nächsten Ursachen der Thatfachen, welche die neuere Geschichte bietet; er untersucht, in welcher Weise eine jede der auf einander folgenden Tagen Europa's aus der nächst vorhergehenden entstand und wie die moderne Gesellschaft überhaupt und der moderne Geist sich aus den Elementen bildeten, die sie von dem Alterthum übernommen hatten. Dies mit einigem Erfolg vollbracht zu haben, ist keine geringfügige Leistung.

Die Vorlesungen, auf welchen der literarische Ruhm Guizot's hauptsächlich beruht, sind in den Jahren 1828, 1829 und 1830 in der alten Sorbonne, jetzt dem Sitz der Pariser Faculté des Lettres, gehalten worden und wechselten den Tagen nach mit denen der H. Cousin und Villemain; der künftige Geschichtschreiber wird dieser Sprechetriade und ihrer glänzenden Leistungen, der Haufen

welche sich in ihren Hörsaal drängten und der Aufregung, welche sie in den thätigen und strebenden Geistern hervorriefen, an denen die französische Jugend so reich ist, als einer der merkwürdigsten Erscheinungen jener bedeutungsvollen Epoche gedenken. Die „Essais sur l'histoire de France“ umfassen den wesentlichen Inhalt von Vorlesungen, die Hr. Guizot viele Jahre früher gehalten, bevor noch die Bourbonen in ihrem Mißtrauen gegen alle freie Forschung seinen Lehrsaal geschlossen und seine Professur abgeschafft hatten, die erst nach einem Zeitraum von sieben Jahren durch das Ministerium Martignac wieder hergestellt wurde. In diesem früheren Werk sind manche Fragen ausführlich besprochen, die in den spätern Vorlesungen entweder gar nicht berührt oder in einer weit summarischeren Weise erledigt werden. Dahin gehört auch der höchst interessante Gegenstand des ersten Aufsatzes. Der gewaltige Unterschied zwischen Hrn. Guizot und seinen Vorgängern auf dem Gebiet der Geschichte tritt gleich in den ersten Worten seines ersten Werkes zu Tage. Ein wahrer Denker zeigt sich in nichts so deutlich, wie in den Fragen, die er stellt. Hr. Guizot fand die Thatsache, mit welchem der Gegenstand seiner Betrachtung beginnt, welche den Ursprung und die Grundlage aller folgenden Geschichte bildet — dem Fall des römischen Reiches — als eine unaufgeklärte Erscheinung vor, falls man nicht einige allgemeine Bemerkungen über Despotismus, Unsittlichkeit und Schwelgerei eine Erklärung nennen will. Sein Aufsatz beginnt in folgender Weise:

„Der Fall des weströmischen Reiches bietet uns eine merkwürdige Erscheinung. Die Nation unterläßt es nicht nur, die Regierung in ihrem Kampf gegen die Barbaren zu unterstützen, sondern sobald die Nation sich selbst überlassen bleibt, versucht sie nicht einmal um ihrer selbst willen irgend einen Widerstand. Noch mehr, nichts zeigt in diesem langen Kampf, daß eine Nation vorhanden ist; unsere Aufmerksamkeit wird kaum auf das gelenkt, was sie leidet; sie erfährt alle Schrecken des Krieges, Plünderung, Hungersnoth, einen vollständigen Wechsel ihrer Lage und ihres Geschickes, ohne in Wort oder That ein Lebenszeichen von sich zu geben.

„Diese Erscheinung ist nicht nur auffallend, sondern beispiellos. Despotismus hat auch noch anderswo als im römischen Reich existirt und mehr als einmal hat Länder, auf denen sein Joch lange gelastet hatte, das siegreiche Eindringen fremder Feinde mit Zerstörung heimgesucht. Selbst da, wo eine Nation nicht widerstand, macht sich doch in der Geschichte ihre Existenz bemerkbar; sie leidet, klagt und kämpft trotz ihrer Verkommenheit einiger-

maßen gegen ihr Elend an; Erzählungen und Denkmäler bezeugen was sie zu dulden hatte, was aus ihr wurde, und wenn nicht das was sie that, doch wenigstens das, was andere in Bezug auf sie thaten.

„Im fünften Jahrhundert machen sich Barbarenhorden um der Rest der römischen Legionen das ungeheure Gebiet des Kaiserreiches streitig, aber es scheint, als ob dies Reich eine Wüste wäre. Sobald die kaiserlichen Truppen einmal abgezogen oder besiegt sind, scheint alles vorbei zu sein; ein barbarischer Stamm erwindet die Provinz dem andern; neben ihnen läßt sich in den Thatfachen nur noch die Existenz der Bischöfe und des Klerus erkennen. Wenn uns nicht die Gesetze bezeugten, daß noch immer eine römische Bevölkerung den Boden inne hatte, die Geschichte würde uns darüber in Zweifel lassen.

„Dies völlige Verschwinden des Volkes läßt sich besonders in den Provinzen wahrnehmen, die am längsten unter römischer Herrschaft gestanden hatten und am weitesten in der Civilisation vorgeschritten waren. Man betrachtet den Brief der Britten (*gemitus Brittonum*), die unter Thränen von Aetius Hilfe und die Sendung einer Legion ersuchen, als ein Zeichen der Verweichlichung, die unter den Unterthanen des Reiches herrschte. Es ist dies eine Ungerechtigkeit; die Britten, weniger civilisirt, weniger römisch als die andern Unterthanen Roms, haben den Sachsen widerstanden und ihr Widerstand hat eine Geschichte; die Italiener, die Gallier, die Spanier, die sich zu derselben Zeit in derselben Lage befanden, haben keine. Das Reich hat sich aus ihrem Lande zurückgezogen und die Barbaren haben davon Besitz ergriffen, ohne daß die Masse der Bevölkerung dabei irgend eine Rolle gespielt oder ihre Stelle in den Ereignissen, die so viel Unglück über sie brachten, irgendwie bezeichnet hätte.

„Und doch waren Gallien, Italien, Spanien mit Städten bedeckt, die noch soeben reich und stark bevölkert gewesen waren. Die Civilisation hatte sich dort mit Glanz entwickelt. Straßen, Wasserleitungen, Amphitheater, Schulen gab es dort in Fülle; nichts fehlte von alle dem, was von Reichthum zeugt und den Völkern eine glänzende Existenz voll Anregung verschafft. Die Schaaren der barbarischen Eroberer kamen, um diese Reichthümer zu plündern, diese Ansammlungen zu zerstreuen, diese Lustbarkeiten zu zerstören. Niemals wurde die Existenz einer Nation vollständig umgestürzt; niemals hatten die Individuen größere Leiden zu ertragen, niemals mehr Grund, das Schlimmste zu fürchten. Wie kommt es, daß diese Nationen stumm und todt sind? Wes-

halb haben so viel geplünderte Städte, so viele veränderte Lebensstellungen, so viele unterbrochene Laufbahnen, so viele aus ihrem Besitz vertriebene Eigenthümer, so wenig Spuren, ich will nicht sagen ihres thätigen Widerstandes, aber wenigstens ihrer Schmerzen hinterlassen?

„Man führt den Despotismus der Regierung, die Verkommenheit der Völker, die tiefe Apathie an, die sich aller Unterthanen bemächtigt hatte. Das ist richtig und darin liegt allerdings der Hauptgrund einer so auffallenden Erscheinung. Aber es ist wenig damit gewonnen, wenn man in dieser allgemeinen Art einen Grund anführt, der anderswo anscheinend in ganz gleicher Weise wirksam war, ohne dieselben Resultate herbeizuführen. Man muß tiefer in den Zustand der römischen Gesellschaft, wie sie sich unter dem Einfluß des Despotismus gestaltet hatte, eindringen. Man muß untersuchen, durch welche Mittel er ihr bis zu diesem Grade alle Festigkeit und alles Leben entzogen hatte. Der Despotismus kann sehr verschiedene Formen annehmen und Verfahrensweisen anwenden, die seiner Wirksamkeit eine ganz andere Energie und seinen Folgen eine viel größere Tragweite geben.“

Dies also ist die Aufgabe, die Hr. Guizot sich selbst stellt, und ist es nicht merkwürdig, daß diese Frage von den berühmten Schriftstellern, die diese Periode der Geschichte vor ihm behandelt haben und zu denen ein Gibbon gehörte, nicht nur nicht beantwortet, sondern nicht einmal aufgeworfen wurde? Der Unterschied zwischen dem, was wir über diesen Gegenstand von Gibbon und dem, was wir von Guizot lernen, gibt einen Maßstab für den Fortschritt der historischen Forschung in der zwischen beiden Männern liegenden Zeit. Selbst die wahren Quellen der Geschichte, die Quellen für alles, was das Wichtigste an ihr ist, sind bis auf die gegenwärtige Generation nicht wirklich verstanden und in ausgiebiger Weise benutzt worden. Nicht in den Chroniken, sondern in den Gesetzen findet Hr. Guizot den Schlüssel zu demjenigen A gens, das bei dem Sinken und dem Fall des römischen Reiches unmittelbar thätig war. In der Gesetzgebung dieser Periode entdeckt er unter dem Namen *curiales* den Mittelstand des Reiches und die urkundlichen Belege für seine fortschreitende Vernichtung.

Es ist bekannt, daß die freien Einwohner des römischen Reiches fast ausschließlich der städtischen Bevölkerung angehörten; demnach wird man auch nähere Aufschlüsse über den wirklichen Zustand dieser Bewohner in den Einrichtungen und Verhältnissen der Stadtgemeinden zu suchen haben.

Dem Anschein nach war die Verfassung dieser Gemeinden in hohem Grade volksmäßig. Die curiales oder der Stand, der zu den Gemeindeämtern herangezogen werden konnte, umfaßte alle nicht besonders ausgenommenen Einwohner, die sich im Besitz eines Grundeigenthums von mindestens fünfundzwanzig Joch befanden. Diese Classe bildete eine Corporation zur Verwaltung der localen Angelegenheiten. Sie erfüllten ihre Aufgaben theils in ihrer Gesammtheit, theils dadurch, daß sie die verschiedenen Gemeindeämter nach einem bestimmten Wechsel durch Wahl besetzten oder in eigener Person ausfüllten. Trotz des Anscheins von Würde und Ansehen, der diese Körperschaften umgab, umfaßte die Liste der Befreiungen alle Classen, die irgend einen Einfluß im Staate und irgend einen Antheil an der Regierungsgewalt besaßen. Sie enthielt zunächst alle senatorischen Familien und alle Personen, die der Kaiser mit dem Titel clarissimi ausgezeichnet hatte, ferner den ganzen Klerus, den gesammten Militärstand vom praefectus praetorii bis auf den gemeinen Legionssoldaten herab und alle Civilbeamte des Staates. Bei näherer Betrachtung entdecken wir manche Umstände, die noch bezeichnender waren. Wir finden, daß die curiales und die Regierung beständig mit einander in einem Kampf lagen, bei dem es sich für die erstern darum handelte, aus ihrem Stand zu entkommen, für die letztere sie darin festzuhalten. Man fand es nöthig, sie künstlichen Beschränkungen jeder Art zu unterwerfen. Es war ihnen untersagt, außerhalb der Stadt zu leben, im Heere zu dienen oder irgend ein Staatsamt zu bekleiden, das mit Befreiung von Gemeindeämtern verbunden war, bis sie diese letztern sämmtlich, von dem niedrigsten bis zu dem sogenannten höchsten, der Reihe nach durchgemacht hatten. Selbst dann war ihre Befreiung nur eine persönliche und erstreckte sich nicht auf ihre Kinder. Wenn sie in den Dienst der Kirche traten, mußten sie ihren Besitz entweder der curia, d. h. der Municipalität, oder irgend einem Individuum abtreten, das an ihrer Stelle curialis wurde. Gesetz nach Gesetz wurde erlassen, um diejenigen auszuspiiren und wieder in die curia zurückzubringen, welche sie heimlich verlassen und sich in den Klerus, das Heer oder ein öffentliches Amt eingeschlichen hatten. Die Mitglieder der curia durften sich ohne Erlaubniß der vorgesetzten Behörde nicht einmal zeitweilig entfernen und wenn es ihnen gelang, zu entkommen, so fiel ihr Eigenthum der Körperschaft zu. Kein curialis konnte ohne die Erlaubniß des Statthalters der Provinz den Besitz verkaufen, der ihm jenen Charakter gab. Wenn seine Erben nicht Mitglieder der curia waren oder wenn seine Wittve oder Tochter Jemanden

heirathete, der nicht curialis war, so mußten sie auf ein Viertel des Besitzes verzichten. Hatte er keine Kinder, so konnte er testamentarisch nur über ein Viertel verfügen, während alles Uebrige an die curia überging. Das Gesetz hatte auch für den Fall vorgesehen, daß die Eigenthümer ihren Besitz im Stich lassen könnten, und die Bestimmung getroffen, daß dergleichen Besitzungen der curia zufallen und die entsprechenden Steuerbeträge pro rata auf das Eigenthum der andern curiales umgelegt werden sollten.

Was war es nun, was die Stellung eines curialis so quälend machte, daß man die Mitglieder des Standes nicht darin festzuhalten vermochte, wenn man sie nicht wie in einen Käfig einsperrte und durch den vorsorglichen Scharfsinn des Gesetzgebers jedes Loch und jede Spalte, die ihnen einen Ausweg bieten konnte, sorgfältig verschließen ließ?

Folgendes ist die Erklärung. Die curiales waren nicht nur mit sämmtlichen Ausgaben für die locale Verwaltung belastet, soweit diese nicht aus dem Vermögen der curia bestritten werden konnten — einem Vermögen, in das sich die allgemeine Regierung beständig Eingriffe erlaubte und das sie häufig confiscirte — sondern sie hatten auch die Staatseinkünfte einzusammeln und hafteten mit ihrem Vermögen für deren vollen Betrag. Dies war es, was die Stellung eines curialis so schrecklich erscheinen ließ, was allmählig den ganzen Stand arm machte und ihn schließlich vernichtete. In seinem Schicksal erkennen wir die Krankheit, an welcher das römische Reich wirklich starb, und sehen, wie sein Untergang bereits besiegelt war, ehe noch die Barbaren sein Gebiet überschwemmten. Feindliche Einfälle waren keine neuen, bis zum fünften Jahrhundert unerhörten Thatsachen; solche Versuche waren wiederholt gemacht, aber immer erfolgreich vereitelt worden, bis die Widerstandskraft durch innern Verfall zu Grunde ging. Das Reich starb an Mißregierung in der Form von Steuerüberbürdung. Die Last steigerte sich fortwährend durch die Nothlage, welche eine Folge der von ihr bereits herbeigeführten Verarmung war und erreichte zuletzt ein solche Höhe, daß nur noch denen etwas zu verlieren blieb, welche eine gesetzliche Befreiung dem Stande entriickt hatte, der am meisten unter ihrem Drucke litt. Die senatorischen Häuser besaßen ein solches Vorrecht, und wir finden demnach auch zur Zeit der siegreichen Einfälle noch eine gewisse Anzahl von Familien, die dem allgemeinen Schiffbruch der Privatvermögen entgangen waren, Familien mit großem Grundbesitz und zahlreichem Gesinde. Zwischen diesen und der großen Masse des Volkes gab es kein Band der Zuneigung, keine Gemeinsamkeit des Interesses;

sie und die Kirche ausgenommen, gab es nur noch Armuth. Die Mittelklasse war unter ihrer Bürde erlegen. „Daher sehen wir,“ sagt Hr. Guizot, „im fünften Jahrhundert so viele Ländereien wüsten liegen, so viele Städte beinahe menschenleer oder nur von einem hungrigen Pöbel ohne Beschäftigung bevölkert. Das Regierungssystem, das ich geschildert, trug zu diesem Resultat weit mehr bei als die Verwüstungen der Barbaren.“

In dieser Lage fanden die nordischen Eroberer das Reich vor. Was sie daraus machten, ist der nächste Gegenstand der Forschungen unseres Autors. Es folgen die Aufsätze: „Ueber den Ursprung der Franken und ihre Festsetzung in Gallien,“ „Ursachen des Falles der Merovinger und Carolinger,“ „Gesellschaftlicher Zustand und politische Einrichtungen Frankreichs unter den Merovingern und Carolingern,“ „Politischer Charakter der Feudalherrschaft.“ Indessen finden wir des Autors größere und reifere Gedanken über diese Materien in seinen Vorlesungen, und wir wollen deshalb sofort zu dem neuern Werk übergehen, um später noch einmal zu dem Aufsatz zurückzukehren, der den Schluß des ersten Bandes bildet und den interessanten Titel trägt: „Ursachen der Begründung eines Repräsentativsystems in England.“

Da die Geschichte der europäischen Civilisation den Gegenstand der Vorlesungen bildet, so beginnt Hr. Guizot mit einer Erörterung der verschiedenen Bedeutungen dieses unbestimmten Ausdrucks und erklärt, daß er ihn als gleichbedeutend mit einem Zustand der Verbesserung und des Fortschreitens in der physischen Lage und den gesellschaftlichen Beziehungen der Menschheit einerseits und in ihrer geistigen Entwicklung andererseits zu brauchen gedenke. Es fehlt uns hier der Raum, ihm in dieser Erörterung zu folgen, an der wir vielleicht einiges auszusetzen hätten, wenn wir uns auf eine Kritik einlassen wollten, die ihn aber sicherlich vor der Anschuldigung hätte schützen sollen, daß er den Fortschritt der Menschheit allein in dem Fortschritt der gesellschaftlichen Einrichtungen zu erkennen geglaubt habe. Wir wollen eine Stelle aus den Schlußbetrachtungen derselben Vorlesung citiren, die als eine Probe des moralischen und philosophischen Geistes dienen mag, der das Werk durchdringt, und die zugleich eine Wahrheit enthält, für die wir gern Hrn. Guizot als Autorität vorführen:

„Ich glaube, daß wir nur etwas tiefer in dieses Studium einzudringen brauchen, um bald zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Civilisation noch sehr jung und daß die Welt noch sehr weit davon entfernt ist, die ganze Laufbahn derselben ermessen zu

haben. Sicherlich fehlt heute noch sehr viel davon, daß der menschliche Gedanke schon alles wäre, was er werden kann und daß wir die ganze Zukunft der Menschheit zu umfassen vermöchten; möge indessen jeder von uns in seinen eigenen Gedanken hinabsteigen und sich über das mögliche Gute befragen, das er begreift und hofft und möge er dann seine Idee dem gegenüberstellen, was gegenwärtig in der Welt existirt; er wird sich überzeugen, daß die Gesellschaft und die Civilisation noch sehr jung sind und daß ihnen trotz der Länge des Weges, den sie bereits zurückgelegt haben, noch unvergleichlich mehr zurückzulegen übrig bleibt."

Die zweite Vorlesung ist einer allgemeinen Betrachtung gewidmet, die sehr charakteristisch für Hrn. Guizot's Art zu denken ist, und die es nach meiner Ansicht verdient, von den Philosophen und den praktischen Politikern unserer Zeit sorgfältig erwogen zu werden.

Er bemerkt, daß einer von den Punkten, in welchen sich die moderne Civilisation von der alten unterscheidet, in der Verwicklung und Vielfältigkeit liegt, die sie charakterisiren. Alle früheren Formen der Gesellschaft, orientalische, griechische, römische, zeigen in bemerkenswerthem Maße den Charakter der Einheit und Einfachheit. Irgend eine Idee scheint dem Aufbau des socialen Gebäudes zu Grunde gelegt und in allen ihren Consequenzen durchgeführt worden zu sein, ohne auf ihrem Wege irgend einem rivalisirenden oder hemmenden Princip zu begegnen. Irgend ein einzelnes Element, irgend eine Macht in der Gesellschaft scheint früh das Uebergewicht erlangt und alle andern Kräfte erstickt zu haben, die im Stande gewesen wären, diesem die Gesellschaft beherrschenden Einfluß entgegenzutreten. In Aegypten z. B. verdrängte das theokratische Princip alle andern. Die weltliche Regierung beruhte auf der keiner Controle unterworfenen Herrschaft einer Priesterkaste und das moralische Leben des Volkes war auf der Idee aufgebaut, daß es den Dolmetschern der Religion zustehe, das ganze Detail menschlicher Handlungen zu leiten. Die Herrschaft einer ausschließlichen Classe, deren Mitglieder zugleich die Diener der Religion waren und sich allein im Besitz der Wissenschaften und der weltlichen Gelehrsamkeit befanden, hat Allem, was von ägyptischen Monumenten noch vorhanden ist, Allem, was wir von ägyptischem Leben wissen, ihren Stempel aufgedrückt. In andern Ländern wieder war die herrschende Thatsache die Oberhoheit einer militärischen Kaste oder einer Race von Eroberern; die Einrichtungen und Gewohnheiten der Gesellschaft waren hauptsächlich durch das Bedürfniß bestimmt, diese Oberhoheit aufrecht zu halten. In andern Fällen wieder

war die Gesellschaft hauptsächlich der Ausdruck des demokratischen Princips. Die Souveränität der Majorität und die politische Gleichberechtigung aller männlichen Bürger bildeten die leitenden Thatfachen, welche die Form dieser Gesellschaften bestimmten. Allerdings hatte diese Einheit des Regierungsprincipes auch in jenen Staaten nicht immer geherrscht. „Bei den Aegyptern, den Etruskern, sogar bei den Griechen zum Beispiel kämpfte die Kaste der Krieger gegen die der Priester an; anderswo“ (zum Beispiel im alten Gallien) „rang der Geist der Clanschaft mit dem der freiwilligen Association oder das aristokratische Princip gegen das volksmäßige. Aber diese Kämpfe beschränkten sich fast ausschließlich auf die vorhistorischen Zeiten und eine unbestimmte Erinnerung war alles, was von ihnen übrig blieb. Wurde in einer spätern Periode der Kampf wieder aufgenommen, so war er fast immer rasch beendet; eine von den rivalisirenden Mächten erlangte bald den Sieg und nahm ausschließlich Besitz von der Gesellschaft.

„Diese bemerkenswerthe Einfachheit der meisten alten Civilisationen hat in den verschiedenen Ländern zu sehr verschiedenen Resultaten geführt. Bisweilen hatte sie, wie in Griechenland, eine reizend schnelle Entwicklung zur Folge; niemals hat sich ein Volk in so kurzer Zeit mit soviel Glanz entfaltet. Aber plötzlich schien Griechenland nach diesem wunderbaren Aufschwung erschöpft; war sein Verfall nicht so reizend wie sein Fortschritt, so vollzog er sich doch mit auffallender Schnelligkeit. Es scheint, daß die schöpferische Kraft des Princips der griechischen Civilisation sich erschöpft hatte. Kein anderes trat auf, um sie wieder zu beleben.

„In andern Ländern, in Aegypten und Indien zum Beispiel, hat die Einheit des Civilisationsprincips eine andere Wirkung geäußert; die Gesellschaft ist in einen stationären Zustand verfallen. Die Einfachheit hat zur Monotonie geführt; das Land ist nicht zu Grunde gegangen, die Gesellschaft hat fortgefahren, zu bestehen, aber unbeweglich und gleichsam erstarrt.“

Anders, sagt dann Hr. Guizot, war es in dem modernen Europa.

„Seine Civilisation“, so fährt er fort, „erscheint mannigfach verworren, stürmisch; alle Formen, alle Principien gesellschaftlicher Organisation bestehen hier nebeneinander; geistliche und weltliche Macht, theokratische, monarchische, aristokratische, demokratische Elemente, alle gesellschaftlichen Classen und Lagen mischen sich und drängen einander, es zeigen sich unzählige Abstufungen in der Freiheit, dem Reichthum, dem Einfluß. Und diese verschiedenen Formen befinden sich in einem Zustand fortwährenden Kampfes, ohne daß

es einer gelingt, die anderen zu ersticken und sich allein der Gesellschaft zu bemächtigen. Das moderne Europa bietet Beispiele aller Systeme, aller Versuche gesellschaftlicher Organisation; reine und gemischte Monarchien, Theokratien, mehr oder minder aristokratische Republiken haben hier eine neben der andern zugleich bestanden und trotz ihrer Verschiedenheit zeigen sie alle eine gewisse Aehnlichkeit, einen Familienzug, den man unmöglich verkennen kann.

„In den Ideen und Gefühlen des neuern Europa finden wir dieselbe Verschiedenheit, denselben Kampf. Theokratische, monarchische, aristokratische, demokratische Glaubensbekenntnisse durchkreuzen, bekämpfen, begrenzen und modificiren sich gegenseitig. Man öffne die kühnsten Bücher des Mittelalters, nie wird man in ihnen eine Idee bis in ihre äußersten Consequenzen verfolgt finden. Die Anhänger der absoluten Macht weichen plötzlich und ohne sich dessen bewußt zu werden, vor den Folgen ihrer Lehre zurück; man fühlt es, daß sie von Ideen und Einflüssen umgeben sind, die sie hemmen und ihren Weg nicht bis zu seinem Ende verfolgen lassen. Die Demokraten unterliegen demselben Gesetz. Nirgends zeigt sich jene unerschütterliche Kühnheit, jene Blindheit der Logik, die sich in den alten Civilisationen mit solcher Kraft äußert. Die Gefühle bieten dieselben Contraste, dieselbe Mannigfaltigkeit, einen sehr energischen Unabhängigkeits Sinn neben einer großen Unterwürfigkeit, eine seltene Treue des Mannes gegen den Mann, und gleichzeitig einen herrischen Trieb, dem eigenen Willen zu folgen, jeden Zwang abzuschütteln und für sich zu leben, ohne nach der übrigen Welt zu fragen. Demselben Charakter begegnen wir in den modernen Literaturen. Man kann nicht in Abrede stellen, daß sie in Beziehung auf Form und künstlerische Schönheit hinter der alten Literatur sehr zurückstehen, aber an Stärke und Reichthum der Gefühle und Ideen übertreffen sie dieselbe. Man sieht, daß die menschliche Natur an zahlreicheren Puncten und bis zu einer größeren Tiefe erregt worden ist. Die Mängel der Form gehen gerade aus dieser Ursache hervor. Je größer der Reichthum und die Fülle der Materialien ist, desto schwerer wird es, sie in eine reine und einfache Form zu bringen.“*)

*) Hist. Civ. Eur. 236—238. [Die Citate im Original beziehen sich auf die erste Ausgabe des Cours d'histoire moderne; wir citiren nach den späteren Ausgaben und zwar die Histoire de la civilisation en Europe mit Eur., die Histoire de la civilisation en France mit Fr.]

Während also, fährt er fort, die moderne Welt vielen von den alten Formen des menschlichen Lebens in den charakteristischen Vorzügen jeder einzelnen unter ihnen nachsteht, so ist sie doch, im Ganzen genommen, reicher und entwickelter als irgend eine von ihnen. Wegen der Vielfältigkeit der zu versöhnenden Elemente, deren jedes lange Generationen hindurch den größten Theil seiner Kraft für den Kampf mit den übrigen verwendete, war der Fortschritt der modernen Civilisation nothwendig langsamer, aber auf der andern Seite hat er fünfzehn Jahrhunderte lang stetig fortgedauert, was bei keiner andern Civilisation der Fall war.

Mancher wird alles dieses für eine phantastische Theorie, für das Hirngespinnst eines Doctrinärs halten. Wir können diese Ansicht durchaus nicht theilen. Ohne Zweifel ist in der historischen Auseinandersetzung etwas von der verzeihlichen Uebertreibung zu finden, welche man bei der Darstellung umfassender leitender Ideen so schwer vermeiden kann. Die Behauptung, daß die Civilisationen der alten Welt eine jede für sich unter der vollständigen Herrschaft eines einzigen ausschließlichen Princips gestanden haben, ist in jenem unbedingten Sinne, in welchem Hr. Guizot sie ausspricht, nicht zulässig, und die Beschränkungen, die sie zu erfahren hätte, stellen sich bei näherer Prüfung als zahlreich und erheblich genug heraus. Noch weniger ist es haltbar, daß nicht zu jeder Epoche verschiedene Gesellschaften unter verschiedenen herrschenden Principien in der engsten Berührung neben einander bestanden haben, wie Athen, Sparta neben Persien oder Macedonien, Rom neben Karthago und dem Orient. Aber abgesehen von diesem Uebermaß des Ausdruckes scheint uns die Lehre ihrem wesentlichen Inhalt nach eine unanfechtbare Wahrheit auszusprechen. Keine von den alten Formen der Gesellschaft enthielt in sich selbst jenen systematischen Antagonismus, der nach unserer Ansicht allein die Möglichkeit gewährt, Stätigkeit und Fortschritt dauernd mit einander zu versöhnen.

Es gibt in der Gesellschaft eine Anzahl von bestimmten Kräften, von gesonderten und unabhängigen Quellen der Macht. Es gibt die allgemeine Macht der Kenntniß und gebildeten Einsicht; es gibt die Macht der Religion, unter der wir in politischer Beziehung die Macht ihrer Diener zu verstehen haben; es gibt die Macht der Kriegskunst und Kriegszucht; es gibt die Macht des Reichthums, die Macht der Zahl und der physischen Kraft, und noch manche andere derartige Mächte ließen sich aufzählen. Jede von ihnen kann durch den Einfluß, den sie auf die Gesellschaft übt, gewisse Arten wohlthätiger Resultate zu Tage fördern, keine ist allen Resultaten zugleich günstig. Es gibt keine unter ihnen,

die sich nicht, wenn sie zur ausschließlichen Herrschaft gelangen und die andern eines jeden nicht ihr selbst dienstbaren und untergeordneten Einflusses berauben könnte, einigen der wesentlichen Bestandtheile menschlicher Wohlfahrt feindlich erweisen würde. Ohne Zweifel würden gewisse gute Resultate wenigstens für einige Zeit erreicht werden; manche Interessen der Menschheit würden eine angemessene Pflege finden, weil die natürliche Tendenz jeder dieser Mächte mit einer gewissen Classe jener Interessen von selbst zusammenfällt. Dagegen wird es andere zahlreichere Interessen geben, die bei dem vollkommenen Ueberwiegen eines einzigen socialen Elementes ganz unberücksichtigt bleiben würden, und die nur von dem Einfluß Schutz zu erwarten haben, den andere Elemente auszuüben vermögen.

Wir glauben mit Hrn. Guizot, daß das moderne Europa das einzige Beispiel eines Zustandes bietet, in welchem sich diese coordinirte Thätigkeit rivalisirender, von Natur nach verschiedenen Richtungen strebender Kräfte viele Jahrhunderte hindurch erhalten hat, und ebenso pflichten wir ihm bei, wenn er hauptsächlich diesem Grunde den Geist des Fortschrittes zuschreibt, der unter den europäischen Nationen nie zu existiren aufgehört hat und noch fortwährend thätig ist. Zu keiner Zeit hat es in Europa an einem Kampf wetteifernder Kräfte gefehlt, die sich die Herrschaft über die Gesellschaft streitig machten. Wenn es der Geistlichkeit gelungen wäre, sich die Könige dienstbar zu machen, wie es in Aegypten der Fall gewesen sein soll, wenn, wie bei den alten Muselmännern oder den heutigen Russen, die oberste geistliche Autorität mit den Befugnissen des weltlichen Herrschers verbunden worden wäre, wenn der militärische und feudale Adel den Klerus zu seinem Werkzeug herabgedrückt und die Leibeigenschaft der Bürger aufrecht erhalten hätte, wenn eine Handelsaristokratie, wie in Tyrus, Carthago und Venedig, sich der Könige entledigt und mittelst einer aus fremden Miethstruppen bestehenden Macht regiert hätte, so würde Europa viel rascher zu solchen Arten und Graden der nationalen Größe und Wohlfahrt gelangt sein, wie sie jeder dieser Einflüsse für sich herbeizuführen strebt, aber von da ab wäre es entweder zum Stillstand verurtheilt worden, wie die großen stationären Despoten des Ostens oder in Ermanglung solcher Civilisationselemente, die zu ihrer ausreichenden Entwicklung eines andern Schutzes bedürfen, zu Grunde gegangen. Auch ist dies keine Gefahr, die nur in der Vergangenheit existirte und für die Zukunft nicht mehr zu fürchten ist. Wenn der beständige Antagonismus, der den menschlichen Geist lebendig erhalten hat,

dem vollkommenen Uebergewicht eines einzigen, selbst des heilsamsten Elementes Platz machen sollte, so könnte es sich leicht herausstellen, daß wir zu zuversichtlich auf die Entwicklungsfähigkeit gezählt haben, die man uns so oft als eine Grundeigenschaft unserer Gattung darstellt. Man sollte zum Beispiel glauben, daß Erziehung und geistige Bildung mehr zu dem Anspruch berechtigt sei, die Welt mit ausschließlicher Autorität zu beherrschen, als irgend sonst etwas; und doch — wenn die gelehrten und gebildeten Classen, unter einem Centralorgan zu einer Körperschaft vereinigt und gebildet, in Europa werden könnten, was sie in China sind, nämlich die Regierung und zwar eine Regierung, die durch keine auf der Masse der Bürger beruhende Autorität gehemmt wäre und alle Thätigkeiten des Lebens unter ihre väterliche Obhut nehmen könnte — das Resultat würde wahrscheinlich ein Despotismus sein, so finster und fortschrittsfeindlich, wie es selbst militärische Monarchien und Aristokratien nie gewesen sind. Und sollte andererseits diejenige Tendenz der Dinge, welche man in Nordamerika zu finden glaubt, sich einige Generationen hindurch ganz ungehemmt entwickeln, sollte die Macht der Zahl, der Meinungen und Instincte der Masse die absolute Herrschaft erlangen und behaupten und allen Stimmen, die von ihr abweichen und ihr Ansehen bestreiten, Stillschweigen auferlegen, so müßten wir uns darauf gefaßt machen, daß der Zustand der menschlichen Natur ebenso stationär wie in China werden und vielleicht keine höhere Stufe einnehmen würde.

Wie dem aber auch sein mag und so unvollkommen sich auch manche von den Elementen, die einst die Civilisation der modernen Welt zu bilden bestimmt sind, bis jetzt entwickelt haben mögen, darüber kann kein Zweifel bestehen, daß diese Welt im Vergleich mit den ältern Formen des Lebens und der Gesellschaft stets jenen verwickelten und mannigfaltigen Charakter besessen hat, den Herr Guizot ihr beilegt.

Er geht dann zu der Untersuchung über, ob man in dem Ursprung der europäischen Nationen eine Erklärung dieser Eigenthümlichkeit zu finden vermag und kommt zu dem Ergebnis, daß dieser Ursprung in der That außerordentlich mannigfaltig war. Die europäische Welt bildete sich aus einem Chaos, in welchem römische, christliche und barbarische Bestandtheile mit einander vermischt waren. Herr Guizot versucht zu bestimmen, welcher Theil der Elemente des modernen Lebens aus jeder dieser Quellen seine Entstehung herleitet.

Er findet, daß Europa von dem römischen Reich sowohl die

Thatsache, als die Idee municipaler Einrichtungen entnahm, die den germanischen Eroberern ganz fremd waren. Das römische Reich war ursprünglich eine Ansammlung von Städten; das Leben des Volkes, besonders in dem westlichen Reich war ein städtisches; seine Einrichtungen und gesellschaftlichen Anordnungen, mit Ausnahme des Systems von Beamten, denen es oblag, die Autorität des Herrschers zu wahren, hatten sämmtlich die Städte zu ihrer Grundlage. Als die Centralmacht sich aus dem Westreich zurückzog, erhielten sich städtisches Leben und städtische Einrichtungen, wenn auch in geschwächtem Zustande, noch immer aufrecht. In Italien, wo sie weniger gelitten hatten als anderswo, lebte die Civilisation nicht nur früher auf als im übrigen Europa, sondern auch unter Formen, die den alten näher standen. Der Süden Frankreichs hatte nächst Italien den größten Antheil an den Früchten der römischen Civilisation gehabt; seine Städte waren die reichsten und blühendsten diesseits der Alpen gewesen; sie hatten sich deshalb länger als die nördlicheren Städte gegen die Tyrannei des römischen Fiscus zu behaupten vermocht und waren zur Zeit der Eroberung nicht so vollständig zu Grunde gerichtet. In Folge dessen gingen ihre municipalen Einrichtungen ungebrochen aus der römischen Periode auf die neueren Zeiten über. Dies also war das eine Vermächtniß, welches das Reich den Nationen hinterließ, die sich aus seinen Ruinen bildeten. Es hinterließ ihnen aber auch, zwar nicht eine Centralautorität, aber doch die Gewohnheit, eine solche Autorität zu vermissen und nach ihr auszublickten. Es hinterließ ihnen „die Idee des Kaiserreiches, den Namen des Kaisers, die Vorstellung von der kaiserlichen Majestät und einer dem kaiserlichen Namen anhaftenden geheiligten Macht.“ Diese Idee, die nie völlig erlosch, gewann in dem Maß, als die Gesellschaft sich festigte, einen Theil ihrer Macht zurück; gegen das Ende des Mittelalters begegnen wir ihr wieder als einem wirklich einflußreichen Elemente. Schließlich hinterließ Rom auch eine Sammlung geschriebenen Rechtes, das durch und für eine reiche und gebildete Gesellschaft geschaffen war; diese diente den rohen Eroberern als Vorbild der Civilisation und gewann mit ihrer fortschreitenden Bildung eine immer größere Bedeutung.

Auf dem Gebiet des Gedankens und der rein geistigen Entwicklung hinterließ Rom und durch Rom das ihm vorausgegangene Griechenland eine noch reichere Erbschaft, die aber ihre eigentliche Wirksamkeit erst in einer viel spätern Periode entfalten sollte.

„Gedankenfreiheit, — der Verstand, der sich selbst zum Ausgangspunct und zum Führer nimmt, — ist eine Idee, welche ihrem Ur-

sprung nach wesentlich dem Alterthum angehört und welche die moderne Gesellschaft von Griechenland und Rom überkommen hat. Offenbar haben wir sie nicht vom Christenthum und nicht von dem Germanenthum erhalten, denn sie lag weder in dem einen noch in dem andern dieser Elemente unserer Civilisation. Dagegen war sie mächtig und herrschend in der griechisch-römischen Civilisation und von dorthier stammt sie auch. Es ist dies das kostbarste Vermächtniß, das die alte Welt der modernen hinterlassen hat und dies Vermächtniß war nie ganz außer Wirksamkeit oder werthlos, denn wir sehen, wie die Mutteridee der Philosophie, das Recht des Verstandes von sich selber auszugehen, die Schriften und das Leben eines Johannes Scotus erfüllt und finden die Gedankenfreiheit noch im neunten Jahrhundert dem Autoritätsprincip gegenüber aufrecht." (Fr. II, 409.)

Das also sind die Wohlthaten, welche Europa den Ueberresten der alten römischen Civilisation verdankt. Aber neben dieser untergehenden Gesellschaft fanden die Barbaren eine andere, neu aufstrebende Gesellschaft in aller Kraft und Frische der Jugend — die christliche Kirche. Den Verpflichtungen, welche die moderne Gesellschaft dieser großen Institution schuldet, muß nach Herrn Guizot's Ansicht zunächst alles das beigezählt werden, was sie dem Christenthum dankt.

„Es gab damals noch keins von den Mitteln, durch welche sich heutzutage die moralischen Einflüsse unabhängig von den Institutionen festzusetzen und zu behaupten vermögen, keines, durch welches eine reine Wahrheit, eine bloße Idee eine Herrschaft über die Geister gewinnt, die Handlungen leitet und Ereignisse bestimmt. Im vierten Jahrhundert existirte nichts derartiges, was Ideen und bloß persönlichen Gefühlen eine ähnliche Autorität hätte geben können. Es ist klar, daß es einer stark organisirten und kräftig geleiteten Gesellschaft bedurfte, um gegen solches Unheil anzukämpfen und siegreich aus dem Sturm hervorzugehen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß am Ende des vierten und am Anfang des fünften Jahrhunderts die Kirche es war, welche das Christenthum rettete; die Kirche war es, die sich mit ihren Einrichtungen, ihren Behörden, ihrer Macht kräftig gegen die innere Auflösung des Reiches und gegen die Barbaren vertheidigte, die die Barbaren besiegte und das vermittelnde Civilisationsprincip, das Band zwischen der römischen und der barbarischen Welt bildete.“ (Eur. 52—53.)

Wir pflichten Hrn. Guizot vollkommen bei, wenn er es für unglaublich hält, daß die christliche Hierarchie ohne ihre feste

ganisation die ungebildeten Geister der Barbaren so rasch gewonnen haben würde und daß die Sieger allgemein die Religion der Besiegten angenommen hätten, wenn sie sich ihnen durch nichts als durch ihre innere Ueberlegenheit empfohlen hätte. Wir finden nicht, daß andere Wilde in andern Perioden sich ähnlichen Einflüssen mit derselben Bereitwilligkeit gefügt hätten, und ebensowenig legte noch mehrere Jahrhunderte nach Bekehrung der Eroberer ihr Geist oder ihr Leben Zeugniß dafür ab, daß die wirklichen Verdienste des Christenthums irgend einen tiefern Eindruck auf sie gemacht hätten. Die wahre Erklärung muß man in der Macht geistiger Ueberlegenheit suchen. In dem Maße, als die Lage der weltlichen Gesellschaft immer trostloser wurde, hatte die Kirche alles, was noch von wirklichem Talent und aufrichtiger Menschenliebe in der römischen Welt existirte, in ihren Schooß gezogen. „Unter den Christen jener Epoche,“ sagt Hr. Guizot, „unter der christlichen Geistlichkeit, gab es Männer, die über alles gedacht, alle moralischen und politischen Fragen erwogen hatten, die in Bezug auf alle Dinge feste Meinungen und energische Gefühle besaßen und von dem lebhaftesten Verlangen beseelt waren, sie zu verbreiten und herrschend zu machen. Niemals hat ein Verein von Menschen so große Anstrengungen gemacht, um auf die Außenwelt zu wirken und sich dieselbe zu assimiliren, wie die christliche Kirche vom fünften bis zum zehnten Jahrhundert. Sie hat gewissermaßen die Barbarei an allen Enden angegriffen, um sie zu bändigen und dadurch zu civilisiren.“ (Eur. 86—87.)

Die Kirche wurde dabei durch die wichtige weltliche Stellung unterstützt, die sie, mitten in dem allgemeinen Verfall der andern gesellschaftlichen Elemente, in dem römischen Staate zu erlangen gewußt hatte. Allein stark inmitten der Schwäche, allein im Besitz natürlicher Machtquellen in ihrem Innern bildete sie die Stütze, an die sich alles anflammerte, was eines Haltes zu bedürfen glaubte. Die Geistlichen und namentlich die höheren Würdenträger waren die einflußreichsten Mitglieder der weltlichen Gesellschaft geworden. Alles was von dem frühern Reichthum des Kaiserreiches übrig geblieben war, hatte schon seit einiger Zeit begonnen, mehr und mehr der Kirche zuzusießen. Zur Zeit des Eindringens der Barbaren finden wir die Bischöfe sehr gewöhnlich unter dem Titel *defensor civitatis* in einer hohen politischen Stellung als die Schutzherrn und allen Fremden gegenüber als die Vertreter der städtischen Gemeinwesen. Sie waren es, die mit den Eroberern im Namen der einheimischen Bevölkerung unterhandelten, ihr Beistand war es, der den allgemeinen Gehorsam verbürgte und nach

der Befehung der Sieger war es ihr geheiligter Charakter, die die Besiegten jede Milde rung verdankten, die sich dem wilden Siegesrausch abgewinnen ließ.

So heilsam, man kann sagen so unentbehrlich war der Einfluß der christlichen Geistlichkeit während der verworrenen Zeit der Eroberungen. Hr. Guizot hat den aus Gutem und Bösem gemischten Charakter, welcher der Macht der Kirche selbst in dieser Zeit und noch mehr in den folgenden Generationen eigen war nicht übersehen, sondern unparteiisch zergliedert. Eine wohlthätige Folge, die er ihr zuschreibt, verdient besondere Beachtung; es ist dies die dem Alterthum unbekannte Trennung geistlicher und weltlicher Autorität. Mit den besten Denkern unserer Zeit ist er der Ansicht, daß diese Thatsache den glücklichsten Einfluß auf die europäische Civilisation geübt habe; ihr entstammt, wie er sagt, die Gewissensfreiheit. „Die Trennung zwischen weltlich und geistlich gründet sich auf die Idee, daß die materielle Gewalt über den Geist, die Ueberzeugung, die Wahrheit kein Recht und keine Macht hat.“ So ungeheuer auch die Sünden der katholischen Kirche in der Richtung religiöser Unuldksamkeit gewesen sind, ihre Seltenmachung dieses Princip's hat mehr zur Förderung menschlicher Freiheit gethan, als alle Scheiterhaufen, die sie jemals angezündet zu ihrer Zerstörung. Duldung kann dort nicht existiren oder nur als Folge der Verachtung existiren, wo bei der thatsächlichen Identität von Kirche und Staat jede Auflehnung gegen die nationale Gottesverehrung zum Hochverrath gegen den Staat wirkt; es zeigt sich dies hinlänglich in der griechischen und römischen Geschichte, trotz des trügerischen Anscheins von Liberalität, der während der Zeit, in welcher die Nationalreligion sich kräftig erhielt in der freiesten Stadt Griechenlands fast jeder wirklich freie Denker von hervorragendem Talent wegen Gotteslästerung verbannt oder hingerichtet wurde*). Wo in neuerer Zeit das Staatsoberhaupt auch der oberste Priester war, und zwar nicht wie in England bloß dem Namen, sondern auch dem Wesen nach (wie in China, Rußland, in dem Fall der Kalifen und der Sultane von Constantinopel) hat diese Einrichtung immer zu einer Ausbildung des Despotismus und zu einer freiwilligen Unterwerfung unter sein Joch geführt, die ihresgleichen nur unter den stupidesten Barbaren findet.

Es bleibt noch die Aufgabe, in dem elementaren Chaos, aus welchem die modernen Nationen hervorgingen, dem germanischen

*) Anaxagoras, Protagoras, Sokrates, Aristoteles u. s. w.

oder barbarischen Element seine Rolle zuzuweisen. Was hat Europa von den barbarischen Siegern entlehnt? Hr. Guizot antwortet: den Geist der Freiheit. Dieser Geist, wie er uns in der modernen Welt entgegentritt, ist etwas, was man nie zuvor in Verbindung mit Civilisation gefunden hatte. Die Freiheit der alten Republiken bedeutete nicht individuelle Freiheit des Handelns, sondern eine gewisse Form politischer Organisation und anstatt die private Freiheit jedes Bürgers zu vertreten, war sie mit einer so vollständigen Unterwerfung jedes Individuums unter den Staat und mit einer so thätigen Einmischung der herrschenden Macht in das Privatleben verträglich, wie sie jetzt selbst unter den Regierungen nicht vorkommen, die für die allerwillkürlichsten gelten. Der moderne Geist der Freiheit ist im Gegentheil die Liebe zur individuellen Unabhängigkeit, das Verlangen nach Freiheit des Handelns mit so wenig Einmischung, als es die Bedürfnisse der Gesellschaft irgend gestatten, von Seiten jeder Autorität außerhalb des Gewissens des Individuums. Er ist in der That der Eigenwille des Wilden, gemäßigt und begrenzt durch die Forderungen des civilisirten Lebens, und Hr. Guizot hat vollkommen recht, wenn er glaubt, daß wir diesen Geist nicht von der alten Civilisation, sondern von dem wilden Elemente überkommen haben, das die barbarischen Eroberer jener entnerzten Civilisation einimpften. Er fügt hinzu, daß die Eroberer außer ihrem Freiheitsgeist auch den Geist freiwilliger Association mit sich brachten in jener Einrichtung einer militärischen Schutzherrschaft, und einer Verbindung zwischen Befolge und selbstgewähltem Führer, die später zur Feudalität heranreifte. Diese freiwillige Unterordnung von Mann unter Mann, dies gegenseitige Verhältniß von Schutz und Dienstleistung, diese freiwillige Treue gegen einen Obern, der seine Autorität nicht aus dem Gesetz oder der Verfassung der Gesellschaft, sondern aus der freien Wahl der Untergebenen selbst herleitete, war den civilisirten Nationen des Alterthums fremd, obwohl die ganze Einrichtung unter Barbaren häufig und bei der germanischen Race so gewöhnlich war, daß man sie sogar, wenn auch mit Unrecht, für ein charakteristisches Kennzeichen derselben gehalten hat.

Es war das Werk vieler Jahrhunderte, alle diese widerstehenden Elemente bis zu einem gewissen Grade zu versöhnen und durch die Verschmelzung von Wilden und Sklaven auch nur ihnen erträglich, geschweige denn einen gedeihlichen und fortschreitenden Zustand der Gesellschaft herbeizuführen. Hrn. Guizot's Vorlesungen beschäftigen sich hauptsächlich damit, den Fortschritt dieses Werkes zu verfolgen und nachzuweisen, durch welche thätigen

Kräfte es vollendet wurde. Die Geschichte der europäischen Nationen besteht aus drei Perioden, der Periode der Verwirrung, der Feudalperiode und der modernen Periode. Die Vorlesungen von 1828 umfassen, obwohl in sehr gedrängter Weise, alle drei Perioden, aber nur in Bezug auf die Geschichte der Gesellschaft, ohne den des Gedankens und des menschlichen Geistes zu behandeln. Im folgenden Jahre dehnte der Professor den Kreis seiner Betrachtungen weiter aus. Die drei Bände, welche die Vorlesungen des Jahres 1829 enthalten, sind eine vollkommene historische Analyse der Periode der Verwirrung und besprechen mit ausreichender Fülle des Details sowohl den Zustand der politischen Gesellschaft in jeder einzelnen Phase jener anhaltenden Anarchie, als auch die geistigen Zustände, wie sie in der Literatur und der Speculation zu Tage treten. In diesen Bänden ist Hr. Guizot der Philosoph der Periode, deren Maler Hr. Augustin Thierry ist. In den Vorlesungen von 1830, die durch die politischen Ereignisse jenes Jahres vorzeitig unterbrochen wurden und mit den *Pièces justificatives* nur zwei Bände umfassen, begann er eine ähnliche Analyse der feudalen Periode, vollendete aber den politischen und socialen Theil seines Themas nicht ganz, während die Prüfung der geistigen Zeugnisse der Periode von ihm nicht einmal angefangen wurde. In diesem Zustande liegt uns das große, unvollendete Werk am jetzt noch vor. Unvollständig wie es ist, enthält es doch weit mehr als wir innerhalb unserer engen Grenzen auch nur der flüchtigsten Ueberschau zu unterziehen vermöchten. Wir können nur bei den wichtigsten Epochen Halt machen und bei solchen Betrachtungen verweilen, welche eine große und fruchtbare Idee in sich schließen oder ein starkes Licht auf einen interessanten Theil der Geschichte werfen. Zu diesen müssen wir die Stelle rechnen, in welcher Hr. Guizot schildert, in welcher Weise die Civilisation der Besiegten auf die Einbildungskraft der Sieger wirkte. (Fr. 310—312.)

„Wir haben soeben die letzte Zeit der römischen Civilisation überblickt und wir fanden sie in vollem Verfall, ohne Kraft, ohne Fruchtbarkeit, ohne Glanz, und gewissermaßen unfähig, zu bestehen. Jetzt wird sie von den Barbaren besiegt und zu Grunde gerichtet und plötzlich erscheint sie wieder, fruchtbar und mächtig, übt auf die Einrichtungen und Sitten, die mit ihr in Berührung kommen einen wunderbaren Einfluß, drückt ihnen mehr und mehr ihr Gepräge auf, beherrscht ihre Besieger und gestaltet sie um.

„Neben vielen andern Ursachen haben besonders zwei dieses Resultat herbeigeführt: die Macht einer starken und einheitlichen

Civilgesetzgebung und das natürliche Uebergewicht, das die Civilisation über das Barbarenthum besitzt.

„Als die Barbaren sich niederließen und Grundherren wurden, traten sie unter einander und mit den Römern in Beziehungen, die viel mannigfacher und dauernder waren, als alle, die sie bisher gekannt hatten; ihre bürgerliche Existenz gewann mehr Ausdehnung und Festigkeit. Das römische Recht konnte sie regeln und war allein in der Lage, einer solchen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse zu genügen. Obwohl die Barbaren ihre Gewohnheiten beibehielten und Herren des Landes blieben, fühlten sie sich doch gleichsam in den Netzen dieser gelehrten Gesetzgebung gefangen und sahen sich genöthigt, ihr zum großen Theil die neue Ordnung der Dinge, allerdings nicht in politischer, wohl aber in bürgerlicher Beziehung zu unterwerfen.

„Das Schauspiel der römischen Civilisation an sich übte schon eine große Herrschaft auf ihre Einbildungskraft. Was unsre Einbildungskraft heutzutage bewegt, was sie begierig in der Geschichte, im Gedicht, in Reisebeschreibungen und Romanen aufsucht, ist das Schauspiel einer Gesellschaft, der die Regelmäßigkeit der unsrigen fremd ist, und des wilden Lebens mit seiner Unabhängigkeit, seiner Neuheit, seinen Abenteuern. Anders waren die Eindrücke der Barbaren; was sie staunen machte, ihnen groß und wunderbar schien, war die Civilisation; diese Denkmäler römischer Thätigkeit, diese Städte, diese Heerstraßen, Wasserleitungen, Amphitheater, diese so regelmäßige, so voraussichtige und in ihrer Festigkeit so mannigfache Gesellschaft — das alles waren für sie überraschende und bewältigende Eindrücke. Obwohl Sieger, fühlten sie doch die Ueberlegenheit der Besiegten; der Barbar konnte den individuellen Römer verachten, aber die römische Welt in ihrer Gesamtheit erschien ihm als etwas erhabenes und alle großen Männer des Zeitalters der Eroberung, die Marich, die Ataulf, die Theoderich richteten alle ihre Bemühungen darauf, dieselbe römische Gesellschaft nachzuahmen, die sie zerstörten und zertraten.“

Aber dieser Versuch war fruchtlos. Nicht dadurch, daß sie sich einfach selbst auf den kaiserlichen Thron setzten, konnten die Häupter der Barbaren einer gesellschaftlichen Ordnung neues Leben geben, die schon an ihrer eigenen Schwäche unheilbar dahinsiechte, als sie ihr den Todesstreich versetzten. Auch war es überhaupt nicht möglich, unter dieser alten Form Europa eine friedliche und regelmäßige Regierung wiederzugeben. Die Verwirrung war allzu chaotisch, um eine so einfache Lösung zuzulassen. Um zu festen Einrichtungen zu gelangen, mußte man eine feste Bevölkerung haben

und diese wesentlichste Grundbedingung ließ sich lange nicht erreichen. Barbarenschaaren verschiedener Racen, durch kein Band nationaler Einheit zusammengehalten, überschwebten das Reich ohne gegenseitiges Einverständnis, und nahmen das Land soweit in Besitz, als sich das überhaupt von einem so unsteten und wanderlustigen Volke sagen ließ; aber selbst das lose Band, das die einzelnen Stämme oder Schaaren zusammenhielt, lockerte sich in Folge ihrer Ausbreitung über ein weites Gebiet immer mehr; überdies drängten immer neue Horden nach und fast drei Jahrhunderte lang fehlte es an dem ersten Erforderniß jeder Ordnung, einer dauernden, festen Abgrenzung zwischen den einzelnen Gebieten und Staaten. Während dieser ganzen Zwischenperiode haben die Jahrbücher der besiegten Länder nichts zu verzeichnen als tumultuarische Kriege der Eroberer unter einander, die für die Besiegten eine stete Erneuerung der Leiden und eine fortwährend wachsende Verarmung im Gefolge hatten.

Hr. Guizot datirt das Ende dieser absteigenden Periode von der Regierung Karls des Großen; andere (zum Beispiel Hr. von Sismondi) haben es auf eine spätere Zeit verlegt. Wir sind geneigt, uns der Ansicht unseres Autors anzuschließen, in dessen großem Werk uns kein Abschnitt so bewunderungswürdig scheint, als derjenige, in welchem er jenem merkwürdigen Mann seinen Platz in der Geschichte anweist. (Fr. II, 114—116.)

Der Name Karls des Großen, sagt Hr. Guizot, gehört zu den größten, die uns die Geschichte aufbewahrt hat. Obwohl nicht der Gründer seiner Dynastie, hat er doch seinem Geschlecht, wie seiner Zeit den Namen gegeben.

„Man erweist ihm oft eine blinde Huldigung, überschüttet sein Genie und seinen Ruhm gleichsam aufs Gerathewohl mit einem verschwenderischen Maß von Bewunderung, und gleichwohl wiederholt man, daß er nichts gethan, nichts gegründet hat, daß sein Reich, seine Gesetze, alle seine Werke mit ihm zu Grunde gegangen sind. Und dieser historische Gemeinplatz zieht dann eine ganze Reihe moralischer Gemeinplätze nach sich, über die Ohnmacht großer Männer, über ihre Nutzlosigkeit, über die Nichtigkeit ihrer Bestrebungen und über die Geringsfügigkeit der Spuren, die sie in der Welt zurücklassen, welche sie doch nach allen Richtungen aufgewühlt hatten. Sollte alles dies wahr sein? Sollte die Bestimmung großer Männer in der That nur die sein, auf dem menschlichen Geschlechte zu lasten und sein Staunen zu erregen? Auf den ersten Blick könnte man glauben, daß dem so sei und daß der Gemeinplatz recht habe. Diese Siege, diese Eroberungen, diese

Einrichtungen, Reformen und Pläne, diese ganze Größe und dieser ganze Ruhm Karl's des Großen, das alles ist mit ihm dahin geschwunden; man könnte sagen, daß er wie ein Meteor aus der Nacht der Barbarei aufgetaucht sei, um sogleich in der Nacht der Feudalität sich wieder zu verlieren und zu erlöschen. Und dieser Fall steht in der Geschichte nicht vereinzelt. . . .

„Indessen darf man diesem Anschein nicht trauen; um den Sinn großer Ereignisse zu begreifen und die Wirksamkeit großer Männer zu messen, muß man tiefer in die Dinge eindringen.

„Die Thätigkeit eines großen Mannes ist doppelter Art; er spielt zwei Rollen und in seiner Laufbahn kann man zwei Epochen unterscheiden. Er versteht besser als jeder andere die Bedürfnisse seiner Zeit, ihre wirklichen und augenblicklichen Bedürfnisse, dasjenige, was die Gesellschaft, in der er lebt, nöthig hat, um zu bestehen und sich zu entwickeln. Er begreift das, wie gesagt, besser als jeder andere, und er versteht auch besser als jeder andere, sich der socialen Kräfte zu bemächtigen und sie auf dies Ziel hinzulenken. Daher stammt seine Macht und sein Ruhm und das ist der Grund, weshalb man ihn gleich bei seinem ersten Auftreten versteht, ihn anerkennt, sich ihm anschließt und weshalb alle bereitwillig der Wirksamkeit, die er zum allgemeinen Besten entwickelt, ihre Unterstützung angedeihen lassen.

„Aber dabei bleibt er nicht stehen; sobald dem wirklichen und allgemeinen Bedürfnisse seiner Zeit in einigermaßen ausreichender Weise genügt ist, steckt sich der Gedanke und der Wille des großen Mannes ein weiteres Ziel. Er stürmt über die vorliegenden Thatfachen hinaus, gibt sich Ideen hin, die rein persönlicher Natur sind und gefällt sich in Combinationen, die mehr oder minder umfassend, mehr oder minder glänzend sein können, die aber nicht, wie seine ersten Arbeiten, auf dem positiven Zustand, den gemeinsamen Instincten und den bestimmten Wünschen der Gesellschaft beruhen, sondern weitausgehend und willkürlich sind; mit einem Wort, er will seine Wirksamkeit ins Unbegrenzte ausdehnen und die Zukunft besitzen, wie er die Gegenwart besessen hat.

„Jetzt beginnt der Egoismus und der Traum. Einige Zeit folgt man dem großen Mann in dieser Laufbahn im Vertrauen auf das, was er schon geleistet hat; man glaubt, man gehorcht ihm; man gibt sich gewissermaßen seinen Phantasien gefangen, die von seinen Schmeichlern und bethörten Anhängern als seine erhabensten Gedanken gepriesen werden. Indessen das Publicum, das nie sehr lange Zeit von der Wahrheit abirren kann, bemerkt bald, daß man es in einer Richtung fortziehen will, in der es zu

gehen keine Lust hat, daß man es täuscht und mißbraucht. Soeben noch hatte der große Mann seine hohe Einsicht, seinen mächtigen Willen dem Dienste des allgemeinen Gedankens und Wunsches geweiht; jetzt will er die Kraft des Staates im Dienste seines eigenen Begehrens verwenden; er allein weiß und will, was er thut. Darüber wird man zuerst unruhig, dann unzufrieden; man folgt ihm anfangs noch, aber lässig und mit Widerstreben; dann werden Einwendungen und Klagen laut; endlich trennt man sich, und der große Mann bleibt allein; er stürzt und mit ihm stürzt alles, was er allein gedacht und gewollt, der ganze rein persönliche und willkürliche Theil seiner Werke.“

Nachdem er seine Betrachtungen kurz an dem Beispiel Napoleons erläutert — der von seinen Schmeichlern so oft als ein zweiter Karl der Große dargestellt wird, so schreiend auch das Unrecht ist, das dem älteren Eroberer durch diesen Vergleich widerfährt — bemerkt Hr. Guizot, daß die Kriege Karls des Großen einen ganz anderen Charakter trugen, als die der vorausgegangenen Dynastie. „Sie waren nicht Fehden von Stamm gegen Stamm oder von Häuptling gegen Häuptling, und eben so wenig Züge, die zum Zweck der Niederlassung oder Plünderung unternommen wurden, sondern systematische, politische Kriege, die von einem Regierungsgedanken ausgingen und durch eine gewisse Nothwendigkeit geboten waren.“ (Fr. II, 122.) Ihr Zweck war kein anderer, als der, den feindlichen Einfällen ein Ende zu machen. Die Saracenen trieb er zurück; die Sachsen und Slaven, gegen die bloße Vertheidigungsmaßregeln nicht ausreichten, griff er in den Wäldern ihrer Heimath an und unterwarf sie.

„Mit dem Tode Karls des Großen hört die Eroberung auf, die Einheit verschwindet; das Reich löst sich auf und zerfällt in Stücke, aber ist es darum richtig, daß nichts übrig bleibt, daß die Kriegsthaten Karls keine Folgen hinterlassen, daß er nichts geleistet, nichts gegründet hat?

„Es gibt nur eine Antwort auf diese Frage; wir müssen fragen, ob die Völker, die Karl der Große regiert hatte, sich nach seinem Tode in demselben Zustand befanden wie vorher, ob die feindlichen Einfälle, die von zwei Seiten her, im Norden und im Süden, ihr Gebiet, ihre Religion und ihre Race bedrohten, wieder das alte Spiel begannen, ob die Sachsen, die Slaven, die Avaren, die Araber fortführen, die Herren des römischen Bodens in einem Zustande beständiger Unsicherheit und Aufregung zu erhalten. Offenbar war nichts von alledem der Fall; das Reich Karls zerfällt, aber es zerfällt in besondere Staaten, die sich an allen

Puncten, wo die Gefahr noch besteht, wie ebensoviele Schutzwehren erheben. Vor Karl dem Großen waren die Grenzen von Deutschland, Frankreich, Spanien in beständigem Fluß, keine politische Gewalt war für die Dauer eingerichtet; deshalb war er auch gezwungen, fortwährend von einer Grenze zur andern zu eilen, um den anstürmenden Feinden die wechselnde und nach Bedürfniß improvisirte Streitmacht seiner Heere entgegenzustellen. Nach seiner Zeit erstehen wahre politische Schutzwehren, mehr oder minder gut organisirte, aber wirkliche und dauerhafte Staaten; die Königreiche Lothringen, Deutschland, Italien, die beiden Burgund, Navarra datiren aus dieser Zeit und trotz aller Wechsel ihres Geschickes bestehen sie fort und genügen, um angriffslustigen Feinden einen wirksamen Widerstand entgegen zu setzen. Daher hören auch die feindlichen Einfälle auf, oder wiederholen sich doch nur in der Form von Seezügen, die allerdings für die Puncte, die sie erreichen, höchst verheerend sind, aber doch nicht mit großen Menschenmassen unternommen werden können und keine großen Resultate herbeiführen.

„Obwohl also die gewaltige Monarchie Karls des Großen verschwunden ist, kann man doch nicht sagen, daß er nichts gegründet habe; er hat alle die Staaten gegründet, die aus der Zerstückelung seines Reiches hervorgingen. Seine Eroberungen sind in neue Verbindungen eingetreten, aber seine Kriege haben ihren Zweck erreicht. Die Form hat gewechselt, aber seinem Wesen nach ist das Werk geblieben.“ (Fr. II, 125—6.)

In der Eigenschaft eines Verwalters und Gesetzgebers ist Karl der Große noch merkwürdiger, wie als Eroberer. Seine lange Regierung war ein fortgesetzter Kampf gegen die allgemeine Unsicherheit und Unordnung. Er war einer von den Männern, wie sie Hr. Guizot beschreibt, „die das Schauspiel der Anarchie und der gesellschaftlichen Unbeweglichkeit aufbringt und empört, deren Geist sich dadurch, wie durch eine Thatsache, die nicht existiren sollte, beleidigt fühlt, und die von dem Wunsche beseelt sind, diesem Zustand abzuhelpen und in die Welt, die sie umgibt, irgend eine Regel, ein Princip der Ordnung und Dauer einzuführen.“ Begabt mit einer rastlosen Thätigkeit, wie sie vielleicht kein anderer Herrscher jemals besessen, widmete Karl der Große sein ganzes Leben dem Versuch, ein Chaos in eine geordnete und regelmäßige Regierung zu verwandeln, ein allgemeines System der Verwaltung unter einer wirksamen Centralautorität zu schaffen. Dieser Versuch hatte nur einen sehr unvollkommenen Erfolg. Die Regierung eines so ausgedehnten Gebietes von einem Mittelpunct aus war

zu verwickelt, zu schwierig, sie erforderte die Mitwirkung zu vieler Organe und ein zu hohes Maß ausgebildeter Einsicht, als daß sie von Barbaren hätte geleitet werden können. „Die Unordnung, die ihn umgab, war unermesslich; an einem Punct konnte er sie für den Augenblick zurückdrängen, aber das Uebel herrschte überall dort, wohin sein schrecklicher Wille nicht gedrungen war, und selbst dort, wo er sich gezeigt hatte, erhob es wieder sein Haupt, sobald er sich entfernt hatte.“

Nichtsdestoweniger waren seine Bemühungen keineswegs ganz fruchtlos. Sein Regierungsmechanismus umfaßte zwei Classen von Beamten, locale und centrale. Der locale Theil bestand aus den ständigen Statthaltern, den Herzogen, Grafen u. s. w. nebst den Vasallen oder beneficiarii, den spätern Lehensträgern, denen bei der Verleihung ihrer Ländereien auch ein mehr oder weniger unbestimmter Theil von der Autorität und Gerichtsbarkeit des Herrschers übertragen worden war. Der centrale Mechanismus umfaßte die missi dominici, zeitweilige Beauftragte, die als Repräsentanten des Herrschers in die Provinzen, oder von einer Provinz in die andere entsendet wurden, um zu beaufsichtigen, zu controliren, zu berichten, oder auch sogar Uebelstände, die sich aus dem Thun oder Lassen der Localbehörden ergeben hatten, selbst abzustellen. Ueber ihnen allen stand der Fürst, der mit fester Hand die Zügel der Regierung hielt, unterstützt von einer Nationalversammlung der Großen, die er einberief, sobald er ihres Rathes und ihrer moralischen Unterstützung zu bedürfen glaubte.

„Ist es möglich, daß von dieser so thätigen und kräftigen Regierung nichts übrig blieb, daß mit der Person Karls alles wieder verschwand, daß er im Innern und für den Zustand der Gesellschaft nichts gegründet hat?“

„Das, was mit Karl dem Großen fiel, was ausschließlich auf seiner Persönlichkeit beruhte und ihn nicht überleben konnte, war seine Centralregierung. Nachdem sich die Einrichtungen der allgemeinen Reichsversammlungen und der missi dominici unter Ludwig dem Frommen und Karl dem Kahlen noch einige Zeit mit stetig abnehmender Kraft und Wirksamkeit fortgefristet hatten, verschwinden sie ganz und gar; keineswegs aber war dies der Fall mit der Localregierung, mit den Herzogen, Grafen, Beneficiarien, Centenarien, Vasallen, die unter Karl mit diesem Theil der Regierungsgewalt betraut gewesen waren. Vor seiner Zeit war die Unordnung in den einzelnen Dertlichkeiten eben so groß gewesen wie in dem Gesamtstaat; der Grundbesitz, die Amtswürden gingen fortwährend von Hand zu Hand; es gab keine Regelmäßig-

keit, keine Dauer in den localen Stellungen, in den localen Einflüssen. Während der sechs und vierzig Jahre seiner Regierung aber hatten sie Zeit gehabt, sich auf demselben Boden, in derselben Familie festzusetzen; sie wurden dauernd, was die erste Bedingung ihrer weitem Entwicklung bildete, die sie unabhängig und erblich machen und zu den Elementen der Feudalität umgestalten sollte. Sicherlich kann nichts der Feudalität weniger gleichen, als die souveräne Einheit, nach der Karl der Große strebte, und doch ist er ihr eigentlicher Gründer gewesen; denn indem er die von außen andringende Bewegung zum Stehen brachte und bis zu einem gewissen Grade die Unordnung im Innern zurückdrängte, gab er den localen Stellungen, Vermögen und Einflüssen Zeit, von dem Boden und seinen Bewohnern wahrhaft Besitz zu ergreifen. Nach ihm ist seine allgemeine Regierung untergegangen, wie seine Eroberungen, die einheitliche Souveränität, wie das Reich; aber gerade so wie das Reich sich in einzelne Staaten aufgelöst hat, die von einem kräftigen und dauernden Leben beseelt waren, so hat auch die centrale Souveränität Karl's sich in eine Menge localer Souveränitäten aufgelöst, welche aus dem Born seiner Kraft geschöpft und die Bedingungen ihrer Wirklichkeit und Dauer unter seinem Schutz gefunden hatten. In dieser zweiten Beziehung also hat er, wenn man der Sache auf den Grund geht, viel gethan und viel geschaffen.“ (Fr. II, 139—141.)

In dieser Weise berichtigt eine genauere Erkenntniß der Dinge die beiden entgegengesetzten und unter oberflächlichen Denkern fast allgemein verbreiteten Irrthümer in Bezug auf den Einfluß, den große Männer auf die Gesellschaft üben. Ein großer Herrscher kann die Welt nicht nach seinen eigenen Ideen umgestalten; er ist verurtheilt, in der Richtung bereits vorhandener und von selbst entstandener Tendenzen zu arbeiten und hat nur insofern freie Hand, als er die wohlthätigsten unter ihnen auswählen kann. Und doch ist der Unterschied groß zwischen einem guten Steuermann und überhaupt gar keinem Steuermann, obwohl auch ein Steuermann nicht gegen Wind und Fluth zu steuern vermag. Fortschritte vom allerersten Rang, für welche die Gesellschaft vollkommen vorbereitet ist, die im natürlichen Gange und in der Tendenz menschlicher Ereignisse liegen und die nächste Phase bilden, welche die Menschheit durchzumachen hat, können doch für eine unbestimmte Zeit verzögert werden, weil es an einem großen Mann fehlt, der das Gewicht seines individuellen Willens und seines Talentes in die schwankende Wagschale werfen könnte. Wer vermag zu sagen, wie viele Jahrhunderte sich ohne Karl den Großen die Zeit der

Verwirrung noch hingezogen haben würde? Dasselbe Beispiel aber zeigt auch, was ein großer Herrscher nicht zu thun vermag. Wie Ataulf, Theoderich, Chlodwig und alle bedeutenden Häupter der Eroberer träumte auch Karl von der Wiederherstellung des römischen Reiches.

„Es war dies sein Antheil von Egoismus und Phantasterei und das war auch das Unternehmen, bei dem er scheiterte. Das römische Reich und seine Einheit widerstrebte in entschiedenster Weise der neuen Vertheilung der Bevölkerung, den neuen Beziehungen und dem neuen moralischen Zustand der Menschen. Die römische Civilisation konnte nur als ein umgestaltetes Element in die neue Welt eintreten, die sich zu bilden begann. Diese Idee, dieses Streben Karls war keine allgemeine Idee, kam keinem allgemeinen Bedürfniß entgegen, und alles, was er gethan hat, um diesen Plan durchzuführen, starb mit ihm.

„Aber selbst dies eitle Bemühen blieb nicht ganz ohne Folgen. Der Name des weströmischen Kaiserreiches, den er wieder erweckt hatte, und die Rechte, welche man mit dem Kaisertitel verbunden glaubte, traten, um mich so auszudrücken, wieder in die Zahl der historischen Elemente ein und blieben mehrere Jahrhunderte lang ein Gegenstand des Ehrgeizes, ein bewegendes Princip im Gang historischer Ereignisse. Man kann also nicht sagen, daß der Gedanke Karls des Großen selbst in dem rein egoistischen und ephemeren Theil seiner Werke absolut unfruchtbar geblieben sei und jedes Bestandes entbehrt habe.“ (Fr. II, 150.)

Wir glauben, daß Hr. Guizot Karl dem Großen mit diesem indirecten Tadel seines Versuches, die civilisirte Gesellschaft nach dem einzigen ihm bekannten Muster wieder aufzubauen, kaum Gerechtigkeit widerfahren läßt. Seine einsichtsvollsten Zeitgenossen theilten seinen Irrthum und sahen in der Zerstücklung seines Reiches und in dem Fall seiner despotischen Autorität eine Rückkehr in das Chaos. So leicht es auch für uns sein mag, war es doch für sie schwer, einzusehen, daß für die europäische Gesellschaft, wie sie sich in Folge der Völkerwanderung gestaltet hatte, die Rückkehr zur Ordnung nur durch einen dem Feudalsystem ähnlichen Zustand hindurch möglich war. Die Schriftsteller aus der Zeit der Entstehung dieses Systems, deren Werke uns erhalten sind, vermögen in demselben nichts als allgemeine Anarchie und Auflösung zu erkennen. „Man befrage die Dichter, die Chronisten jener Zeit; sie alle glaubten, daß das Ende der Welt herannah.“ Hr. Guizot citirt eins der schriftlichen Denkmäler jener Zeit, ein Gedicht von Florus, einem Dechanten der Kirche von Lyon, welches

mit gleicher Naivetät dem Kummer, den die wenigen Gebildeten über das Zusammenbrechen des großen unsoliden Baues, den Karl errichtet hatte, empfanden und der Befriedigung Ausdruck gibt, welche dieselbe Thatfache bei der großen Masse des Volkes hervorrief; es ist dies nicht das einzige Mal in der Geschichte, wo der Instinct des Volkes der Wahrheit näher kam, als das wohlwogene Urtheil derer, welche an historischen Präcedenzfällen festhielten. Jene Erneuerung der Fortschrittsbewegung, welche selbst ein Karl der Große mit Mitteln, welche den natürlichen Tendenzen seiner Zeit widerstrebten, nicht erreichen konnte fand durch die Wirkung gewöhnlicher Ursachen statt, sobald die Gesellschaft diejenige Form angenommen hatte, welche allein feste Erwartungen und Stellungen begründen und eine Art Sicherheit hervorbringen konnte.

„Der moralische und gesellschaftliche Zustand der Völker widerstrebte gleichmäßig jeder Association, jeder einheitlichen und umfassenden Regierung. Die Menschen hatten wenige Ideen und diese Ideen reichten nicht weit. Die geselligen Beziehungen waren selten und bewegten sich in einem engen Kreis. Der Horizont des Gedankens und des Lebens war außerordentlich beschränkt. Unter solchen Bedingungen ist eine große Gesellschaft unmöglich. Welches sind denn ihre natürlichen und nothwendigen Bande? Einerseits die Zahl und Ausdehnung der Beziehungen, andererseits die Zahl und Ausdehnung der Ideen, welche die Menschen miteinander theilen und durch welche sie einander nahe stehen. In einem Lande und zu einer Zeit, wo weder die Beziehungen noch die Ideen zahlreich und ausgedehnt sind, fehlt es offenbar an den Voraussetzungen eines großen Staates, einer großen Gesellschaft. Gerade das aber war der Charakter der Epoche, die uns jetzt beschäftigt; jene Grundbedingungen einer großen Gesellschaft waren also in ihr nicht zu finden. Nur kleine Gesellschaften, Localregierungen, Gesellschaften und Regierungen, die gleichsam nach dem Maß der vorhandenen Ideen und Beziehungen zugeschnitten waren, vermochten sich unter diesen Umständen zu behaupten und behaupteten sich in der That. Die Elemente dieser kleinen Gesellschaften und Regierungen fanden sich ganz fertig vor. Die Besitzer von Beneficien königlicher Verleihung oder von eroberten Gebieten, die Herzoge, Grafen, Provinzstatthalter, waren über das ganze Land zerstreut. Sie wurden die natürlichen Mittelpuncte entsprechender Verbände. Rings um sie gruppirtten sich freiwillig oder gezwungen die Bewohner der Umgegend, Freie sowie Leibeigene. So bildeten sich die kleinen Staaten, die man Lehen nannte, und dies war der

eigentliche Grund der Auflösung des Reiches Karls des Großen.¹⁾
(Fr. II, 255—256.)

Wir sind somit bei dem Beginn der Feudalperiode angelangt und müssen jetzt versuchen, klar darüber zu werden, was die feudale Gesellschaft war und welchen Einfluß sie und ihre Einrichtungen auf das Geschick der Menschheit geäußert haben, welche neue Elemente sie einführte, welche neue Tendenzen sie der Menschheit gab oder welchen bereits vorhandenen Tendenzen sie neue Kraft verlieh.

Hrn. Guizot's Würdigung des Feudalsystems gehört zu den interessantesten und alles in allem zu den befriedigendsten seiner Betrachtungen. Er macht die Bemerkung, daß man selten die Wirkungen genügend beachtet, welche ein bloßer Wechsel in der äußern Lebensweise der Menschen auf ihre geistige Natur ausübt:

„Wer weiß es nicht, wie sehr man sich mit der Frage der klimatischen Einflüsse beschäftigt hat und welche Bedeutung Montesquieu ihnen beilegt? Wenn man den directen Einfluß des Klimas auf den Menschen ins Auge faßt, so ist er vielleicht nicht so groß, als man geglaubt hat; zum mindesten ist seine Abschätzung schwierig und unbestimmt. Die indirecten Einflüsse aber, die sich zum Beispiel aus dem Umstand ergeben, daß in einem warmen Land die Einwohner in freier Luft leben, während sie sich in kälteren Ländern im Innern ihrer Häuser halten, daß sie sich hier auf die eine, dort auf eine andere Art nähren, das sind Thatsachen von außerordentlicher Bedeutung, die durch eine bloße Aenderung des materiellen Lebens mächtig auf die Civilisation einwirken. Jede große Revolution führt in dem socialen Zustand Aenderungen dieser Art herbei, die man sorgfältig beachten muß.

„Die Begründung des Feudalsystems hat eine solche Folge, deren Bedeutung man nicht verkennen kann; sie änderte die Vertheilung der Bevölkerung auf dem Areal des Landes. Bis dahin lebten die Herren des Gebietes, die regierende Classe, zu mehr oder minder zahlreichen Menschenmassen vereinigt entweder als sesshafte Einwohner in den Städten oder sie durchzogen in zahlreichen Schaaren das Land. Unter dem Feudalsystem lebten dieselben Menschen isolirt, jeder für sich in seiner Wohnung und in großer Entfernung von einander. Man sieht sogleich, welchen Einfluß dieser Wechsel auf den Gang und den Charakter der Civilisation üben muß. Das sociale Uebergewicht, die Regierung der Gesellschaft ging plötzlich von den Städten auf das Land über; Privateigenthum und Privatleben traten im Vergleich mit dem öffentlichen Leben und Eigenthum mehr in den Vordergrund. Das war die erste Wirkung, eine rein materielle Wirkung des Trium-

phes der Feudalgesellschaft, und je näher wir auf diese einzige Thatsache eingehen, desto mehr Folgen derselben werden sich unserm Blick enthüllen.

„Prüfen wir diese Gesellschaft an sich und sehen wir zu, welche Rolle sie nothwendig in der Geschichte der Civilisation spielen mußte. Nehmen wir zunächst die Feudalität ihrem einfachsten Grundelement nach; betrachten wir den einzelnen Lehnsbesitzer auf seinem Gebiet und untersuchen wir, wie die kleine Gesellschaft, die sich um ihn bildet, beschaffen ist und was sie aus all denen, die ihr angehören, machen wird.

„Er setzt sich auf einem isolirten, hohen Punct fest, den er so sicher und stark wie möglich zu machen sucht und auf dem er seine sogenannte Burg errichtet. Mit wem läßt er sich dort nieder? Mit seiner Frau, seinen Kindern, vielleicht mit einigen freien Männern, die nicht Grundbesitzer geworden sind, die sich ihm angeschlossen haben und fortfahren, mit ihm zu leben, an seinem Tisch zu essen. Diese Personen also wohnen im Innern der Burg. Unten rings herum gruppirt sich eine kleine Bevölkerung von Hörigen und Leibeigenen, welche die Felder des Lehnsbesitzers bestellen. Die Religion erscheint inmitten dieser Bevölkerung um eine Kirche zu errichten und ihr einen Priester zuzuführen. In den ersten Zeiten des Feudalsystems ist dieser Priester in der Regel zugleich Schloßcaplan und Dorfpfarrer, aber die Zeit wird kommen, wo diese beiden Eigenschaften sich trennen und das Dorf wird dort neben der Kirche seinen Pfarrer haben. Das ist die Feudalgesellschaft ihren Elementen nach, gewissermaßen das feudale Molecül. Dies müssen wir prüfen und ihm wie jeder andern geschichtlichen Thatsache die Doppelfrage vorlegen, was man von ihm für die Entwicklung erstlich des Menschen und zweitens der Gesellschaft zu erwarten hatte.“ (Eur. 104—107.)

Den ersten charakteristischen Zug, fährt dann der Autor fort, bildet die außerordentliche Bedeutung, die das Haupt der kleinen Verbindung in seinen eigenen und seiner Umgebung Augen gewinnen mußte. Der Freiheit des Mannes und des Kriegers, dem Gefühl der Persönlichkeit und individuellen Unabhängigkeit, das in dem wilden Leben vorherrschte, gesellt sich jetzt noch die Bedeutung des Gebieters, des Grundherrn, des Familienhauptes bei. Keine andere Form der Civilisation vermag für gewöhnlich ein Gefühl persönlicher Bedeutung zu erzeugen, das sich mit diesem vergleichen ließe. „Ein römischer Patricier zum Beispiel war Familienhaupt, Herr, Vorgesetzter, wie der Feudalherr; außerdem besaß er als Priester im Innern seiner Familie auch einen re-

religiösen Charakter.“ Aber die Bedeutung einer religiösen Amtswürde ist keine persönliche, sondern von der Gottheit entlehnt, der der Priester dient. Im bürgerlichen Leben war der Patricier „Mitglied des Senates, einer Körperschaft, die an einem Ort vereinigt lebte; auch das also war wieder eine Bedeutung, die ihm von Außen kam, die er empfangen, entlehnt hatte.“

„Die Größe der alten Aristokraten, die einen religiösen und politischen Charakter trug, gehörte weit mehr der Stellung, der Corporation im Allgemeinen, als dem Individuum an. Die des Lehnsbesitzers ist rein individuell; er verdankt Niemand etwas, alle seine Rechte und Befugnisse überkommt er von sich selbst allein. Er ist kein religiöser Würdenträger, gehört keinem Senat an; in seiner Person liegt seine ganze Bedeutung und alles, was er ist, ist er in seinem eigenen Namen. Welchen Einfluß muß nicht eine solche Stellung auf den ausüben, der sie einnimmt! Welch' individueller Stolz, Welch' gewaltiger Hochmuth und um es gerade herauszusagen, Welch' frecher Uebermuth muß sich da nicht in seiner Seele einstellen! Ueber sich hat er keinen Vorgesetzten, dessen bloßen Repräsentanten und Beauftragten er vorzustellen hätte, neben sich keinen, der seinesgleichen wäre; es gibt kein mächtigstes, gemeinschaftliches Gesetz, unter dessen Druck er stände, kein äußeres Regiment, das auf seinen Willen einwirken könnte; er kennt keinen andern Zügel als die Grenzen seiner Kraft und die augenblicklich drohende Gefahr.“ (Eur. 108.)

Wir gehen jetzt zu dem Einfluß über, den dieser neue Zustand der Gesellschaft auf die Entwicklung der häuslichen Gefühle und des Familienlebens ausübt.

„Werfen wir einen Blick auf die verschiedenen Familiensysteme; nehmen wir zunächst die patriarchalische Familie, deren Typus uns die Bibel und die orientalischen Schriftdenkmäler zeigen. Sie ist sehr zahlreich und bildet einen Stamm. Das Haupt, der Patriarch, lebt in Gemeinschaft mit seinen Verwandten in den verschiedenen Generationen, die sich um ihn vereinigt haben, und mit seinen Dienern, und er lebt nicht nur mit ihnen, sondern er theilt auch ihre Interessen, ihre Beschäftigungen, ihre Lebensweise. Es ist dies die Stellung Abrahams, der Patriarchen, der arabischen Stammhäuptlinge, die uns noch heute ein Bild des patriarchalischen Lebens geben.

„Ein anderes Familiensystem tritt uns entgegen in dem Clan, jener kleinen Gesellschaft, deren Typus man in Schottland und Irland suchen muß, und die eine Form bildet, durch welche wahrscheinlich ein großer Theil der europäischen Welt hindurch-

gegangen ist. Es ist das nicht mehr die patriarchalische Familie; zwischen dem Haupt und der übrigen Bevölkerung besteht ein großer Unterschied; er führt nicht mehr dieselbe Lebensweise, die Masse bestellt das Feld und dient, er lebt seiner Muße ohne ein anderes Geschäft als das des Kriegers. Aber ein gemeinsamer Ursprung verbindet ihn und seine Untergebenen; sie tragen alle denselben Namen und die verwandtschaftlichen Beziehungen, die alten Traditionen, die Gleichheit der Erinnerungen und Neigungen, bilden ein moralisches Band, das alle Mitglieder des Clans umfaßt, und stellen eine Art Gleichheit her.

„Das also sind die beiden Haupttypen der Familiengesellschaft, welche uns die Geschichte bietet. Finden wir in ihnen die Feudalfamilie? Offenbar nicht. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß sie eine gewisse Verwandtschaft mit dem Clan habe, aber der Unterschied ist ein gewaltiger. Die Bevölkerung, welche den Lehnsbesitzer umgibt, ist ihm vollkommen fremd, trägt nicht seinen Namen, hängt mit ihm durch keine Verwandtschaft, durch kein historisches oder moralisches Band zusammen. Ebenso wenig finden wir hier die patriarchalische Familie; der Lehnsbesitzer theilt nicht die Lebensweise, nicht die Arbeiten seiner Umgebung; er ist ausschließlich Krieger, während die andern Bauern sind. Die Feudalfamilie ist nicht zahlreich, bildet keinen Stamm, sondern beschränkt sich auf die Familie im engern Sinn, auf Frau und Kinder, und lebt gesondert von der übrigen Bevölkerung im Innern des Schlosses Fünf bis sechs Individuen, in einer zugleich höheren und der übrigen Bevölkerung fremdartigen Stellung bilden die feudale Familie Das innere Leben, die häuslichen Sitten werden hier offenbar ein großes Uebergewicht erlangen. Ich gebe zu, daß die Brutalität der Leidenschaften, die Gewohnheit des Familienhauptes, sein Leben im Kriege und auf der Jagd zuzubringen, der Entwicklung der häuslichen Sitten große Hindernisse entgegen stellen. Aber diese Hindernisse werden besiegt werden; das Familienhaupt muß ja doch in der Regel nach Hause zurückkehren, wird dort immer seine Frau, seine Kinder und sonst beinahe Niemand finden; sie werden seine beständige Gesellschaft bilden, seine Interessen und sein Geschick theilen. Es ist unmöglich, daß die häusliche Existenz unter solchen Umständen nicht eine große Herrschaft erlange und wir finden dafür zahlreiche Beweise. War es nicht schließlich die Feudalfamilie, in deren Schoß sich die Bedeutung der Frauen entwickelte? In allen alten Gesellschaften, ich spreche nicht von solchen, in denen kein Familiengeist existirte, sondern von denen, in welchen er am mächtigsten war, im patriarchali-

schen Leben zum Beispiel, nehmen die Frauen noch bei weitem nicht die Stellung ein, die sie in Europa unter dem Feudalsystem erlangt haben Man hat den Grund dieser Erscheinung in den eigenthümlichen Sitten der alten Germanen gesucht, in einer nationalen Hochachtung, die sie angeblich mitten in ihren Wäldern gegen die Frauen hegten. Auf einer Phrase von Tacitus hat der germanische Patriotismus das Gebäude einer vermeintlichen Ueberlegenheit und unvertilgbaren Reinheit der germanischen Sitten in Bezug auf das Verhältniß beider Geschlechter aufgeführt. Bloße Hirnspinnste! Aehnliche Phrasen, wie die des Tacitus, Gefühle und Gebräuche, die denen der alten Germanen entsprechen, finden wir in den Berichten zahlreicher Beobachter wilder oder barbarischer Völker, und es kann dabei von einer besondern Grundeigenthümlichkeit einer bestimmten Race nicht die Rede sein. Die eigentliche Quelle der Bedeutung der Frauen muß man in den Wirkungen einer sehr scharf bestimmten gesellschaftlichen Lage, in dem Fortschritt und dem Uebergewicht häuslicher Sitten suchen, und dieses Uebergewicht der häuslichen Sitten wurde bereits frühzeitig ein wesentlicher Charakterzug des Feudalsystems.“ (Eur. 109—112.)

Zur Bestätigung dieser Ansichten bemerkt er an einer andern Stelle, daß unter der feudalen Form der Gesellschaft, im Gegensatz zu allen vorausgegangenen Formen, während der häufigen Abwesenheit des Familienhauptes die *châtelaine* seine Person vertrat und mit der Ausübung seiner Autorität betraut war. Während seiner Kriegszüge und Jagden, während seiner Kreuzfahrten und seiner Gefangenschaft leitete sie seine Angelegenheiten und beherrschte seine Leute mit einer Machtbefugniß, die der seinen vollkommen gleich kam. Eine derartige Bedeutung, eine Stellung, die ebenso geeignet gewesen wäre, alle menschlichen Fähigkeiten zu wecken, war Frauen nie vorher und, können wir hinzufügen, ist ihnen auch nie nachher beschieden gewesen. Die Frucht davon zeigte sich bald in den zahlreichen Beispielen heroischer Frauen, welche uns die Annalen der Feudalzeit bieten, jener Frauen, welche in jeder männlichen Tugend den tapfersten Männern gleichkamen, denen sie zur Seite standen, sie oft an Einsicht übertrafen und von ihnen nur in Wildheit überboten wurden.

Hr. Guizot wendet sich jetzt von dem Herrnsitze zu der abhängigen Bevölkerung, die ihn umgab. Hier bietet sich uns ein viel unerfreulicheres Schauspiel.

„Wenn eine sociale Lage einige Zeit fortbauert, so bildet sich unvermeidlich zwischen denen, welche sie einander nahe bringt, ganz

abgesehen von der Natur dieser Annäherung, ein gewisses moralisches Band und es stellen sich gewisse Gefühle des Schutzes, des Wohlwollens und der Zuneigung ein. Das geschah auch unter dem Feudalsystem. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich auch zwischen den Lehnsbesitzern und ihren Hörigen nach Verlauf einiger Zeit gewisse moralische Beziehungen und gewisse freundliche Gewohnheiten herausbildeten. Es war dies aber immer nur trotz ihrer gegenseitigen Stellung, keineswegs in Folge ihres Einflusses, der Fall. An sich betrachtet, war diese Stellung von Grund aus verwerflich. Der Lehnsbesitzer und seine Bauern hatten moralisch nichts mit einander gemein; sie gehörten mit zu seinem Grundbesitz, sie waren sein Eigenthum. . . . Zwischen dem Grundherrschaft und den Bauern, die seine Aecker pflügten, gab es, soweit dies überhaupt von Beziehungen des Menschen zum Menschen gelten kann, keine Rechte, keine Garantien, keine Gesellschaft.

„Daher kam, wie ich glaube, jener wahrhaft erstaunliche, unbefiegbare Haß, den das Volk von jeher gegen das Feudalsystem gehegt hat. . . . Theokratischer und monarchischer Despotismus haben mehr als einmal die Zustimmung, fast die Zuneigung der Völker gewonnen, die ihn zu tragen hatten. . . . Der Grund dafür liegt darin, daß unter der Theokratie und der Monarchie die Herrschergewalt kraft gewisser Glaubensmeinungen ausgeübt wird, die dem Herrscher mit seinen Unterthanen gemeinsam sind; er ist der Repräsentant, der Diener einer höheren Macht, die über allen andern Mächten steht; er spricht und handelt im Namen der Gottheit oder einer allgemeinen Idee, nicht im Namen des Menschen selbst, des Menschen allein. Ganz anders der Feudal-despotismus; er ist die Macht eines Individuums über das andere, die Herrschaft des persönlichen und launenhaften Willens eines einzelnen Menschen. . . . Das war der wahre, der unterscheidende Charakter des Feudal-despotismus und darin liegt der wahre Grund der Abneigung, die er zu allen Zeiten hervorgerufen hat.“ (Eur. 113—4.)

Gehen wir jetzt von dem einzelnen Lehnsbesitzer mit seiner Familie und seinen Untergebenen, von jenem elementaren Molecül der Feudalgesellschaft, wie Hr. Guizot sich ausdrückt, zur Betrachtung der größeren Gesellschaft oder des Staates über, der sich aus der Anhäufung dieser kleinen Gesellschaften bildete, so werden wir finden, daß das Feudalsystem mit jeder wahrhaft nationalen Existenz durchaus unverträglich war. Ohne Zweifel erhielt jene Verpflichtung zum Dienst auf der einen, zum Schutz auf der andern Seite, die theoretisch dem Lehen anhaftete, einige schwache Begriffe von einer allgemeinen Regierung, einigtes Gefühl für gesellschaftliche

Pflicht lebendig; aber während der ganzen Dauer des Systems hat es sich nicht durchführbar gezeigt, diesen Rechten und Pflichten irgend eine wirksame Gewähr beizugesellen. Eine Centralregierung, deren Macht ausgereicht hätte, selbst nur die Leistung dessen zu erzwingen, was die anerkannten Pflichten des Feudalverhältnisses erheischten oder zwischen den verschiedenen Mitgliedern des Verbandes den Frieden aufrecht zu halten, gab es nicht und konnte es auch unter dem Feudalsystem consequenterweise nicht geben. Das eigentliche Wesen der Feudalität lag, um Hrn. Guizot's Definition zu entlehnen, in der Verschmelzung von Eigenthum und Souveränität. Der Herr des Bodens war nicht nur der Herr aller seiner Bewohner, sondern er war auch ihr einziger Vorgesetzter, ihr Souverän. Besteuerung, militärischer Schutz, Gerichtsbarkeit standen ihm allein zu; überall, wo es sich um die Leistungen eines Herrschers handelte, richtete das Volk seine Blicke nach ihm und konnte sie nur nach ihm richten. Der König war wie alle andern Feudalherren unumschränkt auf seinem eigenen Gebiet und nur dort. Er konnte weder den Gehorsam seiner Vasallen erzwingen, noch ihnen seine Entscheidung als Vermittler in ihren Streitigkeiten auferlegen. Unter solchen kleinen Herrschern war das einzige mit der Natur des Falles verträgliche Band das der Föderation, das heißt derjenigen Organisation, die am schwersten aufrecht zu halten ist, weil sie beinahe ausschließlich auf moralischen Garantien und einsichtiger Würdigung entfernter Interessen beruht, und deshalb mehr als jedes andere gesellschaftliche System einen vorgeschrittenen Zustand der Civilisation voraussetzt. Das Mittelalter war für diese Form durchaus nicht reif; das Schwert blieb also der allgemeine Schiedsrichter; alle Fragen wurden entweder durch Privatfehden oder durch jenen gerichtlichen Zweikampf entschieden, welcher der erste Versuch der Gesellschaft war (wie das moderne Duell der letzte ist), die Verfolgung eines Streites mit Waffengewalt dem mäßigenden Einfluß bestimmter Gebräuche und Regeln zu unterwerfen.

In folgender Weise faßt Hr. Guizot den Einfluß der Feudalität auf den Fortschritt der europäischen Nationen zusammen:

„Die Feudalität hat nothwendig einen großen und im Ganzen genommen heilsamen Einfluß auf die innere Entwicklung des Individuums üben müssen; sie hat in den Seelen Ideen, energische Gefühle, moralische Bedürfnisse, edle Entdeckungen des Charakters und der Leidenschaft hervorgerufen. Vom gesellschaftlichen Standpunct aus betrachtet, hat sie weder eine gesetzliche Ordnung, noch politische Garantien begründen können; sie war unerläßlich, damit

in Europa wieder die Gesellschaft beginnen konnte, welche durch die Barbarei so sehr aufgelöst war, daß sie keine regelmäÙigere oder umfassendere Form zu ertragen vermochte; aber die feudale Form, an sich von Grund aus schlecht, konnte sich weder regelmäÙig gestalten noch erweitern. Das einzige politische Recht, welches das Feudalsystem in der europäischen Gesellschaft zur Geltung zu bringen gewußt hat, ist das Recht des Widerstandes, ich sage nicht des gesetzlichen Widerstandes, denn von diesem konnte in einer so wenig vorgeschrittenen Gesellschaft nicht die Rede sein. . . . Das Recht des Widerstandes, welches das Feudalsystem aufrecht gehalten und geübt hat, ist das Recht des persönlichen Widerstandes, ein furchtbares, gesellschaftsfeindliches Recht, weil es an die Gewalt und den Krieg appellirt, was geradezu Zerstörung der Gesellschaft bedeutet, aber nichts desto weniger ein Recht, das aus der Brust des Menschen nie verschwinden soll, weil seine Abschaffung gleichbedeutend mit Annahme der Sklaverei wäre. Das Gefühl des Widerstandsrechtes war in der Schmach der römischen Gesellschaft verloren gegangen und konnte aus ihren Trümmern nicht wieder erstehen; eben so wenig konnte es meiner Meinung nach aus den christlichen Principien hervorgehen. Es ist der Ruhm der Civilisation, dies Recht für immer unthätig und überflüssig zu machen; es ist der Ruhm des Feudalsystems, es beständig proclamirt und vertheidigt zu haben.“ (Eur. 123—5.)

Es gibt noch eine andere und durchaus nicht unbedeutende Richtung, in welcher das feudale Leben den folgenden Zeiten eine beachtenswerthe Lehre hinterlassen hat. Unvollkommen wie die Welt in Bezug auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit ist, stand ihr doch die feudale Welt in diesen Tugenden weit nach, war ihr aber an individueller Willensstärke und Entschiedenheit des Charakters weit überlegen.

„Kein vernünftiger Mensch wird es bestreiten, daß die sociale Reform, die sich in unserer Zeit vollzogen hat, eine unermessliche ist. Niemals sind die menschlichen Beziehungen mit mehr Gerechtigkeit geregelt worden, niemals hat sich eine allgemeinere Wohlfahrt als Resultat herausgestellt. Aber nicht nur die sociale Reform ist gewaltig, sondern ich bin überzeugt, daß sich auch eine entsprechende moralische Reform vollzogen hat, daß vielleicht alles in allem noch nie soviel Ehrenhaftigkeit im menschlichen Leben und soviel Menschen gegeben hat, die ein geordnetes Leben führen, und daß noch niemals ein so geringes Quantum staatlicher Zwangsmittel ausgereicht hat, um die individuellen Willensregungen in Schranken zu halten. . . . In einer anderen Beziehung jedoch

haben wir, wie ich glaube, noch viel zu gewinnen. Wir haben seit fünfzig Jahren unter der Herrschaft allgemeiner Ideen, die immer mehr Eingang gefunden und immer mehr Macht gewonnen haben und unter dem Druck schrecklicher, fast unwiderstehlicher Ereignisse gelebt. Die Folge davon ist eine gewisse Schwäche, eine gewisse Weichheit in den Geistern und Charakteren gewesen. Den Ueberzeugungen und dem Willen des Individuums fehlt es an Energie und Selbstvertrauen. Man glaubt einer allgemeinen Ansicht, gehorcht einem allgemeinen Antrieb, fügt sich einer äußern Nothwendigkeit. Mag es sich um Widerstand oder That handeln, ein jeder hat nur eine geringe Idee von seiner eigenen Kraft und wenig Vertrauen in seinen eigenen Gedanken. Die Individualität, mit einem Wort, die innere und persönliche Energie des Menschen, ist schwach und furchtsam. Mitten unter den Fortschritten der allgemeinen Freiheit scheinen viele Menschen das stolze und erhebende Gefühl ihrer eigenen Freiheit verloren zu haben.

„So war es nicht im Mittelalter. Die Lage der Gesellschaft war damals eine klägliche, die menschliche Moral stand weit tiefer als man zu behaupten pflegt, weit tiefer als die Moral unserer Zeit. Aber bei vielen Menschen war die Individualität stark, der Wille energisch. Es gab damals wenig allgemeine Ideen, die alle Geister beherrschten, wenig Ereignisse, die in allen Theilen des Gebietes und in allen Lebensverhältnissen einen Druck auf die Charaktere ausüben konnten. Das Individuum entwickelte sich auf eigene Hand, unregelmäßig und mit Zuversicht; die moralische Natur des Menschen zeigte sich hie und da in ihrem ganzen Ehrgeiz, ihrer ganzen Energie. Es ist das nicht nur ein dramatisches und fesselndes, sondern auch lehrreiches und nützlichcs Schauspiel; es bietet uns nichts, was wir zu vermiffen, nichts, was wir nachzuahmen hätten, aber es kann in hohem Grade unsere Erkenntniß fördern, wäre es auch nur dadurch, daß es unaufhörlich unsere Aufmerksamkeit auf das lenkt, was uns fehlt, indem es uns zeigt, was ein Mensch vermag, wenn er zu wollen . . . versteht.“ (Fr. III, 237—239.)

Die dritte Periode der neuern Geschichte, die neuere Geschichte im engern Sinn, ist verwickelter und schwerer zu erklären als die beiden früheren. Mit der Behandlung dieser Periode hat Hr. Guizot eben nur den Anfang gemacht, und wir dürfen nicht erwarten, seine Erklärung ebenso befriedigend zu finden, wie in dem ersten Theil seines Themas. Den Ursprung der Feudalität, ihren Charakter, ihre Stelle in der Geschichte der Civilisation hat Hr. Guizot in einer Weise erörtert, die, wie wir gesehen haben,

wenig zu wünschen übrig läßt; aber wir können dies Lob nicht auf seine Darstellung ihres Verfalls ausdehnen, bei der man allerdings billigerweise in Anschlag bringen muß, daß sie nicht vollendet ist, die uns aber, so weit sie reicht, in geringerem Grade jenen scharfen, in das Herz einer Frage eindringenden Blick und jene Entschlossenheit, sich nicht mit einem bloßen Schein von Erklärung abfinden zu lassen erkennen läßt, welche die bisher besprochenen Betrachtungen so sehr auszeichnen.

Hr. Guizot setzt den Verfall der Feudalität hauptsächlich auf Rechnung ihrer Unvollkommenheiten. Sie enthielt, sagt er, in sich selbst nicht die Elemente der Dauer. Sie war ein erster Schritt aus der Barbarei, stand aber dem Rande der früheren Anarchie noch zu nahe, um eine bleibende gesellschaftliche Organisation zu werden. Die Unabhängigkeit der Lehnsbesitzer ging offenbar zu weit und erinnerte noch zu sehr an den wilden Zustand. „Demgemäß stand die Feudalgesellschaft, unabhängig von allen äußern Ursachen, vermöge ihrer eigenen Natur und Tendenz beständig in Frage, und war immer auf dem Puncte, sich aufzulösen, oder wenigstens unfähig, regelmäßig zu bestehen oder sich zu entwickeln, ohne ihre Natur aufzugeben.“ (Fr. IV, 86.)

Er setzt dann auseinander, wie die Feudalherren, in Ermangelung eines gemeinschaftlichen Oberhauptes oder einer Centralautorität, die sie gegeneinander hätte schützen können, sich genöthigt sahen, diesen Schutz dort zu suchen, wo sie ihn finden konnten, nämlich bei den mächtigsten aus ihrer eigenen Mitte, wie in Folge dieser natürlichen Tendenz die, welche bereits stark waren, immer stärker wurden, und die größeren Lehnen sich auf Kosten der schwächeren immer weiter ausdehnten. „Es entstand bald eine erstaunliche Ungleichheit unter den Lehnsbesitzern“ und die Ungleichheit der Kräfte führte, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, zur Ungleichheit der Ansprüche und schließlich auch der anerkannten Rechte.

„So gingen in Folge des einzigen Umstandes, daß der Feudalität das gesellschaftliche Band fehlte, die feudalen Freiheiten rasch zu Grunde; die Ausschreitungen der individuellen Unabhängigkeit stellten unaufhörlich die Gesellschaft bloß; sie fand in den Beziehungen der Lehnsbesitzer nicht die Mittel, in regelmäßiger Weise zu bestehen und sich zu entwickeln; sie . . . suchte in andern Einrichtungen die Möglichkeit, dauernd, geordnet und fortschreitend zu werden. Die Tendenz zur Centralisation, zur Bildung einer den localen Gewalten übergeordneten Gewalt machte reißende Fortschritte. Lange bevor das allgemeine Königthum auf allen Puncten

des Gebietes einzuschreiten begann, hatten sich unter den verschiedenen Titeln Herzogthum, Graffschaft u. s. w. verschiedene kleine Königthümer gebildet, die in dieser oder jener Provinz mit der Centralregierung betraut waren und unter deren Regiment die Rechte der Lehnsbesitzer, d. h. die Localsouveränitäten, mehr und mehr von ihrer Bedeutung verloren.“ (Fr. IV, 90.)

Diese Skizze der fortschreitenden Zersetzung der feudalen Organisation ist ohne Zweifel historisch richtig, aber wir vermissen in ihr jede Annäherung an eine wissenschaftliche Erklärung der Erscheinung. Das ist in der That eine leichte Lösung, die den Untergang von Institutionen aus den Mängeln derselben erklärt; aber die Erfahrung lehrt uns, daß Regierungsformen und gesellschaftliche Anordnungen nicht darum auch schon fallen, weil sie zu fallen verdienen. Je weniger vorgeschritten und je verkommener eine Form der Gesellschaft ist, desto stärker ist die Tendenz in diesem Zustand der Versumpfung zu verharren, blos deshalb, weil dieser Zustand einmal besteht. Wir vermögen in dieser Theorie des Verfalls der Feudalität nicht den Philosophen zu erkennen, der uns ihren Ursprung so klar darlegte, der hervorhob, daß das Feudalsystem sich nicht deshalb festsetzte, weil es eine gute Form der Gesellschaft, sondern weil die Gesellschaft unfähig war, eine bessere Form zu ertragen, weil die Beschränktheit des Verkehrs, der enge Kreis der Ideen und Beziehungen der Menschen und das geringe Maß ihrer Geschicklichkeit in der Handhabung eines einigermaßen feinen und verwickelten politischen Apparates sie gänzlich untauglich machte, Haupt oder Glied eines organisirten Verbandes zu werden, der sich über ihre unmittelbare Nachbarschaft hinaus hätte erstrecken können. Wenn die Feudalität das Ergebnis dieser Beschaffenheit des menschlichen Geistes und die einzige Verfassung war, welche dieselbe zuließ, so konnte kein ihr anhaftender Mangel sie hindern, so lange zu dauern, als jener Grund fortbestand. Die Anarchie, welche zwischen den verschiedenen Feudalherren bestand, die Ungleichheit ihrer Talente und die Wechselfälle ihrer steten Fehden würden zu beständigen Aenderungen im Grundbesitz geführt haben, es wären oft durch die Anhäufung kleiner Gebiete große Herrschaften, gelegentlich vielleicht ein gewaltiges Reich wie das Karls des Großen entstanden, aber wie dies letztere würden auch jene Bildungen wieder in Stücke zerfallen sein, wenn die allgemeine Lage der Gesellschaft dieselbe geblieben wäre, die sie zur Zeit der Entstehung des Feudalsystems war. Oder ist nicht gerade das die Geschichte eines großen Theiles des Orients von den ältesten Ueberlieferungen an? Von der Zeit an, wo die Massen nicht

umhin konnten, sich in Theilchen aufzulösen, bis zu der Zeit, wo diese Theilchen sich wieder freiwillig zu Massen zusammenballten, muß eine große Aenderung in den Molecularkräften der Theilchen stattgefunden haben. Insofern die kleinen Bezirkssoveränitäten der ersten Feudalzeit zu größern Provinzialsouveränitäten verschmolzen, die statt der ursprünglichen Tendenz zur Zerstückung zu folgen in ganz entgegengesetzter Richtung der schließlichen Vereinigung zu einer nationalen Regierung zustrebten, — muß offenbar auch der Zustand der Gesellschaft mit einer umfassenden Regierung verträglich geworden sein. Die ungünstigen Umstände der früheren Periode, deren Hr. Guizot gedachte, hatten bis zu einem gewissen Grade aufgehört; unter der Herrschaft und den Auspicien des Feudalsystems hatte sich ein großer Fortschritt in der Civilisation vollzogen und der Fall dieses Systems wurde nicht sowohl durch seine Fehler als vielmehr durch seine guten Eigenschaften herbeigeführt — durch den Fortschritt, der sich unter seiner Herrschaft als möglich erwiesen hatte, und durch welchen die Menschheit in die Lage kam, eine bessere Form der Gesellschaft als dieses System sie bot, wünschen und erreichen zu können.

Worin dieser Wechsel bestand und in welcher Weise er eintrat, hat Hr. Guizot als offene Frage zurückgelassen. Ohne Zweifel wird durch den Gang seiner Untersuchung nebenbei auch gelegentlich auf diesen Gegenstand starkes Licht geworfen, und die Fortsetzung des Werkes würde ihn wahrscheinlich noch mehr aufgehellert haben. Einstweilen jedoch verdankt ihm die philosophische Erklärung der historischen Erscheinungen auf diesem Gebiete wenig mehr als Materialien.

Die Unabhängigkeit der großen Vasallen erlag schließlich den combinirten Angriffen zweier Mächte, des Königthums von oben und der freigewordenen Communen von unten. Hr. Guizot hat das Emporkommen dieser Mächte mit großer Kraft und Klarheit dargestellt. Seine Uebersicht über Ursprung und Befreiung der Communen und über das Wachsthum des tiers-état gehört zu den bestausgeführten Partien des Buches und sollte in Verbindung mit Hrn. Thierry's „Briefen über die französische Geschichte“, als die Moral der Fabel gelesen werden. In seinem sechsten Bande verfolgt Hr. Guizot mit großer Ausführlichkeit den Fortschritt der königlichen Autorität von dem Schlummer ihrer Kindheit unter den ersten Capetingern an durch all die verschiedenen Phasen ihres Wachsthums hindurch, wie sie bald durch die Energie und Staatskunst eines Philipp August, bald wieder durch die Gerechtigkeit und die aufgeklärte Politik des heiligen Ludwig gefördert wurde,

bis sie sich unter Philipp dem Schönen zwar nicht zum anerkannten Despotismus, aber bis zu einer beinahe unbegrenzten Machtfülle factischer Tyrannei steigerte. Aber bei all diesen Ursachen des Verfalls der Feudalität, die er uns vorführt, tritt uns immer wieder die Frage entgegen, was denn die Ursachen selber verursacht habe. Weshalb war den Nachfolgern Capets möglich, was den Nachfolgern Karls des Großen unmöglich gewesen war? Wie hatte sich unter der verabscheuten Feudalhyrannei aus Banden flüchtiger Leibeigenen, die sich zu Zwecken des gegenseitigen Schutzes an einigen zerstreuten Punkten sammelten und diese Städte nannten, eine betriebsame, reiche und mächtige Bevölkerung herausbilden können? Es kann darauf nur eine Antwort geben: mit allen seinen Mängeln war das Feudalsystem doch wenigstens soweit eine Regierung, besaß eine insoweit ausreichende Mischung von Autorität und Freiheit, gewährte insoweit der Industrie Schutz und den menschlichen Fähigkeiten Aufmunterung und Spielraum, daß die natürlichen Ursachen gesellschaftlichen Fortschritts wieder in Thätigkeit zu treten vermochten. Welches diese Ursachen waren und weshalb sie in Europa sich soviel wirksamer gezeigt haben als in manchen Theilen des Erdkreises, die eine ungleich ältere Civilisation besaßen, das ist eine viel zu schwierige Frage, als daß wir hier darauf eingehen könnten. Wir haben bereits gesehen, was Hr. Guizot im Wege allgemeiner Betrachtung zu ihrer Aufklärung beigetragen hat. Ueber den thatsächlichen Sachverhalt kann in Bezug auf die Feudalperiode kein Zweifel obwalten. Wenn die Geschichte jener Zeiten, die man die finsternen nennt, weil man damals noch keine Literatur in der Landessprache hatte und kein correctes Latein schrieb, erst einmal so behandelt werden wird, wie sie es verdient, so wird das von allen eingesehen werden, was die großen historischen Forscher der Gegenwart bereits anerkannt haben, daß in keiner Periode der Geschichte der menschliche Geist thätiger und die Gesellschaft unzweifelhafter im raschen Fortschritt begriffen gewesen sei als während eines großen Theils der viel geschmähten Feudalperiode.

Hrn. Guizot's ausführliche Analyse des europäischen Lebens ist, wie bereits erwähnt, nur für die der Feudalzeit vorausgegangene Periode vollendet worden. Für die fünf Jahrhunderte, die zwischen Chlodwig und den letzten Carolingern liegen, hat er uns eine vollständige Schilderung nicht nur des äußern Lebens und der politischen Gesellschaft, sondern auch des Fortschrittes und der wechselnden Schicksale der religiösen Gesellschaft, der Kirche gegeben, die damals die hauptsächlichste Zufluchtsstätte und die Hoffnung

der unterdrückten Menschheit bildete. Er macht seine Leser bekannt mit der Gesetzgebung der Periode, mit ihrer geringfügigen Literatur und Philosophie, und mit dem, was, wie man nicht vergessen sollte, die wirkliche und ernste Beschäftigung der speculativen Fähigkeiten dieser Zeit bildet, mit ihren religiösen Arbeiten, sei es nun auf dem Gebiet der Ausarbeitung oder auf dem der Verbreitung der christlichen Lehre. Seine Analyse und historische Darstellung des pelagianischen Streites, seine Prüfung der religiösen Literatur dieser Periode, ihrer Predigten und Legenden, sind in ihrer Art musterhaft und er behandelt alle diese Dinge nicht wie die alte Schule der Historiker als isolirte, abstracte Erscheinungen, die kein anderes Interesse bieten, als das, was ihnen an sich angehört, sondern er faßt sie stets in ihrem Zusammenhang mit dem allgemeinen Leben der Zeit und als dessen Bestandtheile auf.

Es hat dem Autor die Zeit gefehlt, eine ähnliche Schilderung der Feudalzeit zu vollenden. Selbst seine Analyse der politischen Gesellschaft dieser Periode ist nicht zum Abschluß gediehen, während wir jene Uebersicht ihrer kirchlichen Geschichte und ihres geistigen und moralischen Lebens ganz entbehren müssen, die wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade dem Mangel, über den wir uns beklagten, abgeholfen und uns in Bezug auf den merkwürdigen Fortschritt der menschlichen Natur und ihrer Bedürfnisse während dieser Zeiten aufgeklärt hätte. Für die Periode der neuern Geschichte im engeren Sinn hat er noch weniger gethan. Die flüchtige Skizze, welche die Schlussvorträge des ersten Bandes enthalten, tragen nur wenig zur Lösung der wirklich schwierigen Probleme bei.

Wir wollen deshalb die vielen Themata übergehen, die er nur leicht hin und ohne seinen Denkergaben vollkommen gerecht zu werden berührt hat, und werden nur noch bei einer Frage verweilen, die er in dem Aufsatz seines ersten Bandes: „Ursprung der Repräsentativ-Einrichtungen in England“ einer ins Einzelne gehenden Erörterung unterzieht; es ist dies eine Frage, die nicht nur für den englischen Leser ein besonderes Interesse hat, sondern auch für die Beurtheilung von Herrn Guizot's allgemeiner Theorie der neuern Geschichte von großer Bedeutung ist. Wenn nämlich der natürliche Gang der europäischen Ereignisse so war, wie ihn jene Theorie darstellt, so bildet die englische Geschichte eine entschiedene Abweichung von diesem Gange, eine Ausnahme, welche nothwendig die Regel entweder bestätigen oder in hohem Maße entkräften muß. In England wie in andern europäischen Ländern bildete einige Jahrhunderte hindurch das Feudalsystem die Grundlage

aller gesellschaftlichen Anordnungen; in England wie anderswo ging das System durch die wachsende Geltung der Krone und die Emancipation des Standes der Gemeinen zu Grunde. Woher kam es, daß trotz dieser Aehnlichkeit der allgemeinen Umstände die unmittelbaren und handgreiflichen Folgen in einem so auffallenden Gegensatz standen? Wie ging es zu, daß bei den festländischen Nationen die absolute Monarchie wenigstens das nächste Resultat war, während in England Repräsentativ-Einrichtungen und eine aristokratische Regierung mit einer Beimischung demokratischer Elemente die neue Phase bezeichnen?

Herrn Guizot's Erklärung der Anomalie ist zutreffend und überzeugend. Die Feudalverfassung war in England von vornherein ein weniger barbarisches Ding, enthielt mehr von den Elementen, aus denen sich mit der Zeit eine Regierung aufbauen ließ, als in den andern Ländern Europas. Hr. Guizot hat uns ein lebendiges Gemälde der isolirten Lage und des einsamen Lebens des Feudalherrn vorgeführt, der von seiner unnahbaren Höhe mit souveräner Macht über eine spärliche Bevölkerung herrscht, der keinen Vorgesetzten über sich, keinen Gleichen neben sich hat, der mit Niemandem außer seiner Familie und seinen Untergebenen in Beziehungen des Verkehrs und des Zusammenwirkens steht, der als absoluter Herr innerhalb eines engen Kreises waltet, während er mit den Dingen außerhalb desselben kaum durch irgend ein gesellschaftliches Band, durch irgend eine Thätigkeit oder irgend einen Einfluß zusammenhängt, für den mit einem Wort ein begrenzter Fleck alles und die ganze übrige Welt nichts ist. Nach dem Original dieses Gemäldes nun sehen wir uns in unserer eigenen Geschichte vergebens um. Die englische Feudalität weiß nichts von dieser Unabhängigkeit und Isolirung des einzelnen Feudalherrn auf seinem Lehn. Sie hat keinen einzigen Vasallen aufzuweisen, der nicht für gewöhnlich der Controle der Regierung unterworfen, keinen, der so stark gewesen wäre, daß des Königs Arm ihn nicht hätte erreichen können. Die alte englische Geschichte besteht aus den Thaten der Barone, nicht dieses oder jenes einzelnen Barons. Der Grund dafür ist in den Umständen der Eroberung zu suchen. Die Normannen hatten nicht dasselbe leichte Spiel wie die Gothen und Franken gegenüber einer Bevölkerung, die fast gar keinen Widerstand leistete. Sie lagerten inmitten eines muthigen und energischen Volkes, das sie vielfach an Zahl übertraf und ihnen an Kriegstüchtigkeit beinahe gleich kam. Daß sie überhaupt die Oberhand behielten, war nur die Folge ihrer überlegenen Einheit; wurde diese Einheit einmal gebrochen, so waren sie verloren. Sie

konnten nicht das Land unter sich vertheilen, sich darin ausbreiten und jeder für sich auf ihren kleinen Gebieten als Könige herrschen, die weiter nichts zu fürchten hatten, als die andern benachbarten kleinen Könige. Sie waren ein Heer, das in Feindesland stand, und ein Heer setzt einen Befehlshaber und militärische Zucht voraus. Keine Art von Organisation ist denkbar ohne eine gewisse Machtbefugniß des Hauptes, das sie leitet und zusammenhält. Dazu kommt noch, was schon verschiedene Schriftsteller hervorgehoben haben, daß die Vertreibung der sächsischen Eigenthümer aus ihrem Besitz nicht auf einmal, sondern allmählig stattfand, daß der Raub nicht von zusammenhanglosen Banden weggerafft, sondern durch das Haupt des Eroberungsheeres systematisch unter seine Anhänger vertheilt wurde und daß in Folge dessen der Grundbesitz selbst der mächtigsten normännischen Herren nicht an einem Punkte concentrirt war, sondern in verschiedenen Theilen des Landes zerstreut lag, so daß keiner von ihnen, mochte sein gesammter Besitz auch noch so ausgedehnt sein, an einem bestimmten, gegebenen Orte mächtig genug war, um gegen den König aufkommen zu können. Aus diesen Gründen war das Königthum unter den Anglonormannen von vornherein viel stärker, als es in Frankreich, so lange die Feudalität in Kraft stand, jemals geworden ist. Dieselben Umstände aber, die es den englischen Baronen unmöglich machten, sich gegen königliche Uebergriffe anders als auf dem Wege der Verbindung zu behaupten, hatten die Fähigkeit und die Gewohnheit, sich zu vereinigen, unter ihnen lebendig erhalten. In der französischen Geschichte hören wir bis auf eine verhältnißmäßig späte Periode herab nichts von Verbindungen unter dem Adel; die englische Geschichte dagegen zeigt sie uns in reichster Fülle. Anstatt zahlreicher, zusammenhangloser kleiner Potentaten, von denen einer König hieß, treten uns in der englischen Geschichte zwei große Gestalten entgegen — ein mächtiger König und ein mächtiger Gesamttadel. Um irgend einem allgemeinen Regierungsact die nöthige Autorität zu verleihen, war das Zusammenwirken beider Mächte erforderlich und dadurch wurden Parlamente, die anderswo nur gelegentlich vorkommen, in England gewöhnlich. Der natürliche Zustand dieser beiden rivalisirenden Mächte war aber der des Kampfes gegeneinander, und der schwächere Theil, der in der Regel die Barone waren, kam bald zu der Ueberzeugung, daß er einer Hilfe bedürfe. Obgleich die Classe der Lehnsträger sich, um den Ausdruck unseres Autors zu gebrauchen, „in eine wirkliche aristokratische Körperschaft verwandelt hatte“ (Essais 419), so waren die Barone doch nicht stark genug,

„gleichzeitig dem König ihre Freiheit und dem Volke ihre Tyrannei aufzuerlegen, und ebenso wie sie sich genöthigt gesehen hatten, sich zum Zweck ihrer Vertheidigung zu verbinden, mußten sie jetzt auch nothgedrungen das Volk zur Unterstützung ihrer Verbindung aufrufen“. (Essais 424.)

Das Volk in England waren die Sachsen, eine besiegte Race, deren Muth aber nicht, wie dies bei den andern unterworfenen Völkern der Fall war, vollständig gebrochen worden war. Da sie ein germanisches und kein lateinisches Volk waren, so bewahrten sie sich die Ueberlieferungen und einen Theil der Gewohnheiten volksmäßiger Einrichtungen und persönlicher Freiheit. Als sie nun von den Baronen zu Hilfe gerufen wurden, um der Macht der Krone Schranken zu setzen, beanspruchten sie diese alten Freiheiten als Lohn für ihre Mitwirkung. In der französischen Geschichte finden wir eine Menge Incorporationsbriefe, welche die Könige, gewöhnlich gegen Zahlung einer Geldsumme, städtischen Gemeinwesen bewilligten, die sich von ihren seigneurs befreit hatten. Die Freiheitsbriefe, an denen die englische Geschichte reich ist, enthalten Zugeständnisse von allgemeinen Freiheiten für die Gesamtheit der Nation, von Freiheiten, welche Adel und Gemeine entweder durch vereinte Kraft dem Könige abnöthigten, oder welche dieser ihnen freiwillig als Kaufpreis ihres Gehorsams gewährte. Diese aufeinander folgenden Verträge — denn Verträge waren es in der That — zwischen Krone und Volk, die mit Heinrich dem Ersten beginnen und mit der Erneuerung der magna charta König Johanns durch Eduard den Ersten schließen, bilden die vornehmsten Wendepunkte der englischen Geschichte während der Feudalperiode. „Und so ist,“ wie Hr. Guizot in seiner summarischen Schlußbetrachtung bemerkt, „in Frankreich von Begründung der Monarchie bis zum vierzehnten Jahrhundert alles individuell gewesen, die Kräfte sowie die Freiheiten, die Unterdrückung und der Widerstand gegen die Unterdrückung; die Einheit, das Princip jeder Regierung, und die Vereinigung, das Princip jeder Sicherstellung, fand man nur innerhalb der engen Sphäre der einzelnen Herrschaften oder Städte. Das Königthum bestand nur dem Namen nach; die Aristokratie bildete keine Körperschaft; es gab Bürger in den Städten, aber keinen Bürgerstand im Staate. In England dagegen trägt von den Zeiten der normännischen Eroberung an alles den Charakter einer Gesamtheit; die Kräfte derselben Art, die einander entsprechenden Lebensstellungen sind gezwungen, sich einander zu nähern, sich zu verbinden und durch die Verbindung zur Einheit zu gelangen. Das

Königthum war von Anfang an eine Wirklichkeit; die Feudalität ist hundert und fünfzig Jahre nach ihrer Begründung in zwei Stücke zerbrochen, deren eines die hohe Aristokratie wurde, während das andere den Stand der Gemeinen des Landes bildete. Wer kann in diesen ersten Geburtswehen der sich bildenden beiden Gesellschaften, in diesen so verschiedenen Charakterzügen ihrer Kindheit den wahren Ursprung des so lang andauernden Unterschiedes ihrer Einrichtungen und Geschieße verkennen?" (Essais 516.)

Hr. Guizot kehrt zu diesem Gegenstand in einer bemerkenswerthen Stelle des ersten Bandes seiner Vorlesungen zurück (Eur. 398—402), welche die Verschiedenheit des Fortschrittes der Civilisation in England und in dem continentalen Europa in ein so neues und eigenthümliches Licht stellt, daß wir diesen Artikel nicht besser schließen können, als dadurch, daß wir dieselbe citiren:

„Als ich versuchte, die eigenthümliche Physiognomie der europäischen Civilisation im Vergleich mit den alten und den asiatischen Civilisationen zu bestimmen, habe ich hervorgehoben, daß die erstere mannigfach, reich, verwickelt war, daß sie niemals unter die Herrschaft eines einzigen ausschließlichen Princips gerathen ist, daß die verschiedenen Elemente des gesellschaftlichen Zustandes sich in ihr verbanden, bekämpften, modificirten und beständig genöthigt waren, mit einander zu pactiren und neben einander zu bestehen. War dies der allgemeine Charakter der europäischen Civilisation, so ist es in besonderm Grade derjenige der englischen Civilisation gewesen; in England war es, wo . . . bürgerliche und religiöse Ordnung, Aristokratie, Demokratie, Königthum, locale und centrale Einrichtungen, moralische und politische Entwicklung zusammen . . . wenn nicht mit gleicher Schnelligkeit, so doch immer nur in geringer Entfernung von einander fortschritten und wuchsen. Unter der Regierung der Tudors zum Beispiel, zur Zeit der glänzendsten Fortschritte der reinen Monarchie, sieht man gleichwohl das demokratische Princip, die Volksmacht emporkeimen und sich fast gleichzeitig kräftig entwickeln. Es bricht die Revolution des siebzehnten Jahrhunderts aus; sie ist zugleich eine religiöse und eine politische. Die Feudalaristokratie erscheint hier bereits sehr geschwächt und mit allen Symptomen des Verfalls; indessen ist sie noch immer im Stande, eine Stellung einzunehmen, eine wichtige Rolle zu spielen und sich ihren Antheil an den Resultaten anzueignen. So geht es durchweg in dem ganzen Verlauf der englischen Geschichte; niemals geht ein altes Element vollständig unter, niemals

erlangt ein neues Element einen vollständigen Triumph, niemals ein specielles Princip die ausschließliche Herrschaft; wir begegnen immer einer gleichzeitigen Entwicklung der verschiedenen Kräfte und beständigen Ausgleichen zwischen ihren gegenseitigen Ansprüchen und Interessen.

„Auf dem Continent ist der Fortschritt der Civilisation viel weniger verwickelt und vollständig gewesen. Die verschiedenen Elemente der Gesellschaft, geistliche und bürgerliche Ordnung, Monarchie, Aristokratie, Demokratie haben sich nicht zusammen und nebeneinander, sondern der Reihe nach entwickelt. Jedes Princip, jedes System hat gewissermaßen seine Zeit gehabt. Es gibt zum Beispiel Jahrhunderte, die, wenn auch nicht ausschließlich, was zu viel gesagt wäre, aber doch entschieden vorwiegend der Feudalaristokratie, andere, die dem monarchischen, wieder andere, die dem demokratischen Princip angehören. Man vergleiche das französische Mittelalter mit dem englischen, unser elftes, zwölftes, dreizehntes Jahrhundert mit denselben Jahrhunderten jenseits des Canals: man wird finden, daß in Frankreich zu dieser Zeit die Feudaltät fast souverän, das Königthum und das demokratische Princip nahezu Null waren. Gehen wir nach England, so sehen wir dort allerdings auch die Feudalaristokratie herrschen, aber Königthum und Demokratie hören deshalb nicht auf, stark und bedeutsam zu sein. Das Königthum triumphirt in England unter Elisabeth wie in Frankreich unter Ludwig dem Vierzehnten, aber wie viele Rücksichten muß es nicht beobachten, wie viele Einschränkungen, bald aristokratische, bald demokratische muß es sich nicht gefallen lassen! Auch in England hat jedes System, jedes Princip seine Zeit der Macht und des Erfolges gehabt, aber niemals so vollständig und so ausschließlich wie auf dem Continent; der Sieger ist immer gezwungen gewesen, die Gegenwart seiner Nebenbuhler zu dulden und mit ihnen abzurechnen.“

Die vortheilhafte Seite der Wirkungen dieser mehr gleichmäßigen Entwicklung tritt klar genug hervor.

„Kein Zweifel, daß diese gleichzeitige Entwicklung der verschiedenen socialen Elemente viel dazu beigetragen hat, England . . . die Begründung einer zugleich geordneten und freien Regierung eher erreichen zu lassen, als dies irgend einem andern Land gelang. Es ist die eigentliche Aufgabe der Regierung, alle Interessen und Kräfte der Gesellschaft zu berücksichtigen, sie zu versöhnen und sie nebeneinander leben und gedeihen zu machen; gerade das aber war in Folge eines Zusammenwirkens sehr verschiedener Umstände

die Anlage und das Verhältniß der verschiedenen Elemente der englischen Gesellschaft; eine allgemeine und einigermaßen geordnete Regierung konnte sich dort also leichter Eingang verschaffen. Ebenso besteht die Freiheit ihrem Wesen nach in der gleichzeitigen Lebensäußerung und Thätigkeit aller Interessen, aller Rechte, aller Kräfte, aller socialen Elemente. England stand ihr also näher als die meisten andern Staaten. Aus denselben Gründen mußten sich gesunder nationaler Verstand und Verständniß der öffentlichen Angelegenheiten dort früher als anderswo entwickeln; der gesunde politische Verstand besteht darin, daß man alle Thatsachen zu berücksichtigen, zu würdigen und gehörig in Rechnung zu bringen weiß; in England war er ein nothwendiges Ergebniß des gesellschaftlichen Zustandes, eine natürliche Folge des Ganges der Civilisation."

Wenn indessen alles nur halb geschieht, wenn Compromisse als die allgemeine Regel gelten, und eine allgemeine Idee, ein Princip nie bis zu den äußersten Consequenzen verfolgt wird, so hat das für Nationen wie für Individuen auch seine bedenkliche Seite. Hören wir wieder Hrn. Guizot.

„In den Continentalstaaten, wo jedes System, jedes Princip seine Zeit gehabt und in einer vollständign, ausschließlichen Weise geherrscht hat, vollzog sich die Entwicklung in einem größern Maßstab, mit mehr Größe und Glanz. Königthum und Feudalaristokratie zum Beispiel sind auf der Bühne des Continents in einer weit kühnern, umfassendern und freiern Weise aufgetreten. Alle politischen Experimente sind gewissermaßen großartiger und vollständiger gewesen.“ (Es gilt dies noch in weit höherem Maß von unserer Zeit und ihren großen volksmäßigen Revolutionen.) „Und dies hat zur Folge gehabt, daß die politischen Ideen und Lehren — ich spreche von allgemeinen Ideen, nicht vom gesunden Menschenverstande in seiner Anwendung auf die Leitung der Geschäfte — einen höhern Flug genommen und sich mit größrer geistiger Kraft entwickelt haben. Da jedes System gewissermaßen allein auftrat und längere Zeit auf der Bühne blieb, so vermochte man es in seinem Zusammenhang zu übersehen, es aufwärts und abwärts bis zu seinen ersten Anfängen und seinen letzten Consequenzen zu verfolgen und seine Theorie vollständig klar zu stellen. Wer den englischen Geist mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, wird sich von einer doppelten Thatsache überrascht fühlen, von der Sicherheit des gesunden Menschenverstandes und dem praktischen Geschick einerseits und von dem Mangel allgemeiner Ideen und

geistiger Erhebung in theoretischen Fragen andererseits. Wenn wir ein englisches Buch über historische, juristische oder irgend welche verwandte Materien aufschlagen, so finden wir darin selten das eigentliche Fundament, den letzten Grund der Dinge. In allen Gebieten und namentlich in den politischen Wissenschaften, hat die reine Lehre, die Philosophie, die Wissenschaft im eigentlichen Sinne auf dem Continent einen viel günstigeren Boden gefunden als in England; wenigstens hat sie dort einen weit kühneren und mächtigeren Aufschwung zu nehmen vermocht. Auch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der verschiedene Charakter der Entwicklung der Civilisation in den beiden Gebieten zu diesem Resultat sehr viel beigetragen hat.“

Älteste griechische Geschichte und Sage.

(Eine Besprechung der beiden ersten Bände von Grote's Geschichte Griechenlands. *)

Das Interesse der griechischen Geschichte ist unerschöpft und unerschöpflich. Als bloße Erzählung kann kaum irgend ein anderer Theil beglaubigter Geschichte mit ihr wetteifern. Ihre Charaktere, ihre Situationen, selbst der Gang ihrer Ereignisse, alles ist episch. Sie ist ein Heldengedicht, dessen handelnde Personen Völker sind. Auch bietet keine andere uns in gleichem Maß bekannte Geschichte eine so reiche Fülle von Folgen für das jetzt lebende Geschlecht. Die wahren Vorfahren der europäischen Nationen sind, wie man treffend bemerkt hat, nicht diejenigen, aus deren Blut sie hervorgegangen, sondern diejenigen, von denen sie das reichste Theil ihres Erbes übernommen haben. Die Schlacht bei Marathon ist selbst als ein Ereigniß der englischen Geschichte wichtiger als die Schlacht bei Hastings. Wäre der Ausgang jenes Tages ein anderer gewesen, die Britten und die Sachsen würden vielleicht noch jetzt in ihren Wäldern umherschweifen.

*) Edinburgh Review, October 1846.